Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

IX. Band. — Juni 1879. — 27. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Johannes Huber.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Grete Minde.

Nach einer altmärkischen Chronik.

Von

Theodor Fontane.

— Berlin. —

(Schluß.)

Eine Viertelstunde war vergangen, als Grete Schritte vom Hofe her hörte. Er war es, und sie lief ihm entgegen. „Valtin, mein einziger Valtin. Ach, daß Du nun da bist! Es ist gekommen, wie's kommen mußte.“ Und nun erzählte sie was geschehen. „Ich wußt' es. Alles, alles. Und ich muß nun fort. Diese Nacht noch. Willst Du, Valtin?“

Sie waren, während Grete diese Worte sprach, vorsichtshalber, um nicht gesehen zu werden, von dem Mittelsteige her auf die Schattenseite des Gartens getreten, und Valtin sagte nur: „Ja, Gret', ich will. Was es wird, ich weiß es nicht. Aber ich sehe nun, Du mußt fort. Und das hab' ich mir geschworen, so ich's nur einseh', daß Du fortmußt, so will ich's auch, und will mit Dir. Und dann sieh, ich bin ja doch eigentlich Schuld. Denn Du wolltest nicht weg von dem Kind, und ich hab' Dich überredet und Dich trotzig gemacht und Dich gefragt, wer Dir's denn verbieten wolle?“

„Sage nicht nein,“ fuhr er fort, als er sah, daß sie den Kopf schüttelte. „Es ist so. Und am Ende, was thut's? Du oder ich, es ist all eins, wer die Schuld hat. Es mußte zuletzt doch so kommen, für Dich und für mich. Auch für mich. Glaub' es nur. Emrentz ist nicht wie Trud, und wir leben jetzt eigentlich gut miteinander. Aber auf wie lang? Es ist ein halber Frieden, und der Krieg steht immer vor der Thür. Eine Stief ist eine Stief, dabei bleibt's. Und soviel sie lacht, sie hat doch kein Herz für mich, und wo das Herz fehlt, da fehlt das Beste.“

„So willst Du?“

„Ja, Grete.“

„So laß uns gehen. In einer Stunde schon. Um elf wart' ich draußen . . . Und nun eile Dich; denn mir brennt der Boden unter den Füßen."

Und damit trennten sie sich.

* * *

Als Grete gleich darauf wieder drüben in ihrem eigenen Garten war, huschte sie den Zaun entlang und an dem Weinspalier vorbei bis auf den Hof. Hier aber befiel es sie plötzlich, daß sie, beim Eintreten in das Haus, vielleicht ihrem Bruder Gerdt begegnen könne, der, wenn gereizt, nach Art schwacher und abgespannter Naturen, alle Müdigkeit abthun und in Wuthausbrüche gerathen konnte. Wenn er ihr jetzt in den Weg trat? wenn er sie mißhandelte? Sie zitterte bei dem Gedanken, und schlich so geräuschlos wie möglich die Treppe hinauf. Als sie bei der nur angelehnten Thüre des Hinterzimmers vorüber kam, hörte sie, daß Trud und Gerdt miteinander sprachen. „Sie muß aus dem Haus", sagte Trud, „ich mag die Hexe nicht länger um mich haben." „„Aber wohin mit ihr?"" fragte Gerdt. „Das findet sich; wo ein Will' ist, ist auch ein Weg,— sagt das Sprüchwort. Ich hab' an die Nonnen von Arendsee gedacht, das ist nicht zu nah und nicht zu weit. Und da gehört sie hin. Denn sie hat ein katholisch Herz, trotz Gigas, und immer wenn sie mit mir spricht, so sucht sie nach dem Kapselchen mit dem Splitter, und hält es mit ihren beiden Händen fest. Und schweigt sie dann, so bewegen sich ihre Lippen, und ich wollte schwören, daß sie zur heiligen Jungfrau betet." Mehr konnte sie nicht erlauschen, denn das Kind, das bis dahin ruhig gelegen, begann wieder zu greinen, und Grete benutzte den Moment, und fühlte sich vorsichtig weiter bis an das zweite Treppengeländer und in ihre Giebelstube hinauf.

Der Mond schien auf die Dächer gegenüber, und sein zurückfallender Schein gab gerade Licht genug, um alles deutlich erkennen zu lassen. Die Thür zu der Kammer nebenan stand offen, und Regine saß eingeschlafen am Fußende des Bettes. „'s ist gut so", sagte Grete und öffnete Schrank und Truhe, nahm heraus, was ihr gut dünkte, band ein schwarzes Seidentuch um ihren Kopf, und verbarg unter ihrem Mieder ein kleines Perlenhalsband, das ihr, an ihrem Einsegnungstage, vom alten Jacob Minde geschenkt worden war. Anderes hatte sie nicht. Und nun war sie fertig, und hielt ihr Bündel in Händen. Aber sie konnte noch nicht fort. Nicht so. Und an der Schwelle der Kammerthür kniete sie nieder und rief Gott um seinen Beistand an, auch um seine Verzeihung, wenn es ein Unrecht sei, was sie vorhabe. Und heiße Thränen begleiteten ihr Gebet. Dann erhob sie sich, und küßte Reginen, die schlaftrunken auffuhr und den Namen ihres Lieblings nannte; aber ehe sie den Schlaf völlig abschütteln und sich wieder zurecht finden konnte, war Grete fort und glitt, mit ihrer Rechten sich aufstützend, die steilen Stufen der Oberstiege hinunter. Und nun horchte sie wieder. Das Kind wimmerte noch leis und die Wiege ging in heftiger Schaukelbewegung, während Trud, über das Kind

gebeugt, rasch und ungeduldig ihre Wiegenlieder summte; Gerdt schwieg. Vielleicht, daß er schon schlief.

Und im nächsten Augenblicke war sie treppab, über Hof und Garten, und hielt draußen an der Pforte.

Valtin wartete schon. Er hatte sich zu dem Joppenrock, den er gewöhnlich trug, auch noch in eine dicke Friesjacke gekleidet, und in dem wuchernden Grase vor ihm lag eine schmale, hohe Leiter, wie man sie um die Kirschenzeit von außen her an die Bäume zu legen pflegt. Grete trat auf ihn zu und gab ihm die Hand. Der breite Schatten, der auf das Gras fiel, hinderte sie die Leiter zu sehen, desto deutlicher aber sah sie seine winterliche Einkleidung. Und sie lachte. Denn der Sinn für das Komische war ihr geblieben. Und Valtin lachte gutmüthig mit, und sagte: „'s ist für Dich, Grete, wenn Du frierst. Die Nacht ist kalt, auch eine Sommernacht." Und derweilen schlug es elf, und die Glockenschläge mahnten sie wieder an das was sie vor hatten. Valtin legte die Leiter an die Mauer und Grete stieg hinauf. Und im nächsten Augenblicke war er selber oben und zog die Leiter nach und stellte sie nach außen. Und nun waren sie frei. Sie sahen sich an und athmeten auf, und der Zauber des Bildes, das um sie her lag, ließ sie minutenlang ihres Leids und ihrer Gefahr vergessen. Die Nebel waren fortgezogen, silbergrüne Wiesen dehnten sie hüben und drüben, und dazwischen flimmerte der Strom, über den der Mond eben seine Lichtbrücke baute. Nichts hörbar, als das Gemurmel des Wassers und die Glocken, die von einigen Stadtkirchen her verspätet nachschlugen.

Beide hatten sich angefaßt und eilten raschen Schrittes auf den Fluß zu.

„Willst Du hinüber?" fragte Grete.

„Nein, ich will nur einen Kahn los machen. Sie glauben dann, wir seien drüben."

Und als sie bald danach den losgebundenen Kahn inmitten des Stromes treiben sahen, hielten sie sich wieder seitwärts, über die thauglitzernden Tangerwiesen hin, bogen in weitem Zirkel um den Burghügel herum, und mündeten endlich auf einen Feldweg ein, der, hart neben der großen Straße hin, auf den Lorenz-Wald zuführte.

Als sie seinen Rand beinah erreicht hatten, sagte Grete: „Ich fürchte mich."

„Vor dem Wald?"

„Nein. Vor Dir."

Valtin lachte. „Ja, das ist nun zu spät, Grete. Du mußt es nun nehmen, wie's fällt. Und wenn ich Dir Deinen kleinen Finger abschneide, oder Dich todt drücke vor Haß oder Liebe, Du mußt es nun leiden."

Er wollt' ihr zärtlich das Haar streicheln, so weit es aus dem schwarzen Kopftuche hervor sah, aber sie machte sich los von ihm und sagte: „Laß. Ich weiß nicht was es ist, aber so lange wir in dem Wald' sind, Valtin, darfst Du mich nicht zärtlich ansehen und mich nicht küssen. Unter den Sternen hier, da sieht uns Gott, aber in dem Walde drin ist alles Nacht und Finsterniß. Und die Finsterniß ist das Böse. Ich weiß es wohl, daß es kindisch ist, denn

wir gehören ja nun zusammen in Leben und in Sterben, aber ich fühl' es so, wie ich Dir's sag', und Du mußt mir zu Willen sein. Versprich es."

„Ich versprech' es. Alles was Du willst."

„Und hältst es auch?"

„Und halt' es auch."

Und nun nahm sie wieder seine Hand, und sie schlugen den Weg ein, der sie bis an die große Waldwiese führte. Hier war es taghell fast, und sie zeigten einander die Stelle, wo der Maibaum damals gestanden, und wo sie selber, am Schattenrande der Lichtung hin, auf den umgestülpten Körben gesessen und dem Taubenschießen und dem Tanz um die Linde her zugesehen hatten. Und dann gingen sie weiter waldeinwärts, immer einen breiten Fußpfad haltend, der sich nur mitunter im Gestrüpp zu verlieren schien.

Sie sprachen wenig. Endlich sagte Grete: „Wohin gehen wir?"

„Ins Lüneburg'sche, denk' ich. Und dann weiter auf Lübeck zu. Da hab' ich Anhang."

„Und weißt Du den Weg?"

„Nein, Grete, den Weg nicht, aber die Richtung. Immer stromabwärts. Es kann nicht weiter sein als fünf Stunden; dann haben wir die Grenze, die bei Neumühlen läuft. Und die Tangermünd'schen Stadtreiter, auch wenn sie hinter uns her sind, haben das Nachsehen."

„Glaubst Du, daß sie sich eilen werden, uns wieder zurückzuholen?"

„Vielleicht."

„Ja. Aber auch nichts weiter. Sie werden uns ziehen lassen und froh sein, daß wir fort sind. Und wenn Dein Vater es anders will, so wird's ihm Emrentz ausreden. Und wenn nicht Emrentz, so doch Trud." Und nun erzählte sie das Gespräch zwischen Trud und Gerdt, das sie von der nur angelehnten Thüre des Hinterzimmers aus belauscht hatte.

So mochten sie zwei Stunden gegangen sein, und der Mond war eben unter, als Grete leise vor sich hin sagte: „Laß uns niedersitzen, Valtin. Meine Füße tragen mich nicht mehr." Und es war alles wie damals, wo sie sich als Kinder im Walde verirrt hatten. Er aber bat sie, brav auszuhalten, bis sie wieder an eine hellere Stelle kämen. Und siehe, jetzt war es wirklich, als ob sich der Wald zu lichten begänne, die Stämme standen in größeren Zwischenräumen, und Valtin sagte: „Hier Grete, hier wollen wir ruh'n." Und todtmüde, wie sie war, warf sie sich nieder, und streckte sich in's Moos. Und schon im nächsten Augenblicke schlossen sich ihre Wimpern. Er schob ihr ihr Reisebündel als Kissen unter und deckte sie leise mit seiner Winterjacke zu, von der er sich selber nur ein Zipfelchen gönnte.

Und dann schlief er an ihrer Seite ein.

14. Auf dem Floß.

Als sie wieder erwachten, lag Alles um sie her in hellem Sonnenschein. Sie hatten dicht am Rande des großen Lorenz-Waldes geschlafen, der hier mit

einer vorspringenden Ecke bis hart an den Strom trat, und der rothe Fingerhut stand in hohen Stauden um sie her. Ein paar seiner Blüthen hatte der Morgenwind auf Greten herabgeschüttelt, und diese nahm eine derselben und sagte: „Was bedeutet es mir? Es ist eine Märchenblume."

„Ja; das ist es. Und es bedeutet Dir, daß Du eine verwunschene Prinzessin oder eine Hexe bist."

„Das darfst Du nicht sagen."

„Und warum nicht?"

„Weil es Trud immer gesagt hat . . . Aber weißt Du, Valtin, daß ich Hunger habe?"

Und damit erhoben sie sich von ihrer Lagerstatt, und gingen plaudernd immer am Wasser hin, bis sie weiter flußabwärts, wo der Waldvorsprung wieder einbog, an ein Fähr- oder Forsthaus kamen. Oder vielleicht auch war es beides. Anfangs wollten sie gemeinschaftlich eintreten, aber Valtin besann sich eines andern und sagte: „Nein, bleib; es ist besser, ich geh' allein." Und eine kleine Weile, so kam er mit Brot und Milch zurück und hielt, als er Gretens ansichtig wurde, die Hände schon von Weitem in die Höh', um zu zeigen, was er bringe, und sie setzten sich in's hohe Gras, den Fluß zu Füßen und den Morgenhimmel über sich. „Wenn es uns immer so schmeckt . . ." sagte Valtin. Und Grete sah ihn freundlich an und nickte.

Als sie so saßen und mehr träumten als sprachen, bemerkten sie, daß mitten auf dem Strom ein großes Floß geschwommen kam, lange zusammengebolzte Stämme, auf denen sich vier Personen deutlich erkennen ließen: drei Männer und eine Frau. Zwei von den Männern standen vorn an der Spitze des Flosses, während der Dritte, der seinen raschen und kräftigen Bewegungen nach der Jüngste zu sein schien, das ungefüge Steuer führte. „Was meinst Du," sagte Valtin, „wenn wir mitführen? Du bist müde vom Gehen. Und mitten auf dem Strom, da sucht uns Niemand."

Grete schien zu schwanken; Valtin aber setzte hinzu: „Laß es uns versuchen; ich ruf' hinüber, und halten sie still und machen ein Boot los, nun so nehmen wir's als ein Zeichen, daß es sein soll." Und er sprang auf und rief: „Hoiho," ein Mal über das andere.

Die Flößer verriethen anfänglich wenig Lust, auf diese Zurufe zu achten, als Valtin aber nicht abließ, machte der am Steuer Stehende den Kahn los, der hinter dem Flosse herschwamm, und war im nächsten Augenblicke mit ein paar Ruderschlägen am diesseitigen Ufer.

„Hoiho! Was Hoiho?"

Valtin hörte nun wohl, daß es Wenden oder Böhmen waren, die bis Hamburg wollten, und trug sein Anliegen vor, so gut es ging. Der Böhmake verstand endlich und bedung sich einen Lohn aus, der so gering war, daß ihn Valtin gleich als Angeld zahlte.

Und nun fuhren sie nach dem Floß hinüber.

Als sie neben demselben anlegten, fanden sich auch die beiden andern

Männer ein, zu denen nun der Jüngere sprach und ihnen das Geldstück überreichte. Sie schienen's zufrieden, und der Aelteste, schon ein Mann über Fünfzig, und allem Anscheine nach der Führer, lüpfte seine viereckige, mit Pelz besetzte Mütze, und bot Greten und gleich darauf auch Valtin seine Hand, um ihnen beim Hinaufsteigen auf das Floß behülflich zu sein. Es war ziemlich an der Hinterseite, nicht weit von dem großen Drehbalken, der als Steuer diente, und unsere beiden Flüchtlinge nahmen in Nähe desselben Platz. Alles gefiel ihnen, und Grete freute sich, daß Valtin den Muth gehabt und die Flößer angerufen hatte; am besten aber gefiel ihnen der Mann am Steuer, der lebhaft und lustig war und sich beflissen zeigte, sie zu zerstreuen und ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen. Er plauderte mit ihnen, so gut es ein paar Wörter zuließen, und war erfinderisch in immer neuen Aufmerksamkeiten.

Als die Sonne schon ziemlich hoch stand, sah er, daß die vom Wasser zurückgeworfenen Strahlen die jungen Leute blendeten und kaum daß er es wahrgenommen, als er auch schon das Steuer in Valtins Hand legte und sich daran machte, mit Benutzung umherliegender Bretter, aus einem großen Stück Segelleinwand ein Zelt für seine Schutzbefohlenen aufzurichten. Sie setzten sich unter das Dach und genossen nun erst der eigenthümlichen Schönheit ihrer Fahrt. Am Ufer hin stand das hohe Schilf, und wenn dann das Floß den grünen Schilfgürtel streifte, flogen die Wasservögel in ganzen Völkern auf und fielen plätschernd und schreiend an weiter flußabwärts gelegenen Stellen wieder ein. Der Himmel wölbte sich immer blauer, und ein Mittagswind, der sich aufgemacht hatte, strich frisch an ihnen vorüber und kühlte die Tageshitze. Vorne, durch die ganze Länge des Flosses von ihnen getrennt, standen nach wie vor die beiden älteren Männer und angelten, ihre Haltung aber zeigte nur zu deutlich, daß sie mit dem Ertrag ihres Fanges wenig zufrieden waren. Waren es doch immer nur kleine Fische, die, so oft sie die Schnur zogen, in der Sonne hell aufblitzen. Jetzt aber gab es einen Freudenschrei, und ein Breitfisch so groß und schwer, daß die Schnur am Reißen war, flog mit einem Ruck an Bord. Das war es, worauf sie gewartet hatten, und sie schütteten nun die neben ihnen stehende Kufe mit sammt ihrem Inhalt wieder aus, füllten sie frisch mit Wasser und trugen ihren großen Fang wie im Triumph auf die Mitte des Flosses, wo schon seit einiger Zeit ein hell aufwirbelnder Küchenrauch die Vorbereitungen zu einer Mahlzeit anzudeuten schien. Und in der That hantirte hier emsig und lärmend ein junges Frauenzimmer umher, das mit seinen stechenden, kohlschwarzen Augen wohl dann und wann zu den neuen Ankömmlingen flüchtig herüber gesehen, im Uebrigen aber durch seine ganze Haltung weder Freude noch Theilnahme bezeigt hatte.

Und immer weiter ging die Fahrt, und immer stiller wurde der Tag. Auch der Mann am Steuer schwieg jetzt, und Valtin und Grete hörten nichts mehr als das Gurgeln des Wassers und das Gezirp im Rohr und dazwischen den Küchenlärm, in dem sich das junge Frauenzimmer, je näher

die Mahlzeit rückte, desto mehr zu gefallen schien. Und jetzt nahm sie einen blanken Teller, hielt ihn hoch, und schlug mit einem Quirl an die Außenseite. Das war das Zeichen, und alle versammelten sich um die Feuerstelle her. Nur Valtin und Grete waren zurückgeblieben; aber der Alte kam alsbald auf sie zu, und nach kurzer Ansprache, von der sie nichts verstehen konnten, nahm er Greten an der Hand, und führte sie, während er die gangbarsten und trockensten Stellen aussuchte, bis auf die Mitte des Flosses.

Und jetzt erst erkannten unsre Flüchtlinge, wie sonderbar, aber auch wie zweckentsprechend, die hier befindliche Kochgelegenheit aufgebaut und eingerichtet war. Das ganze Floß, auf mehr als zehn Schritt im Quadrat, war wie mit einem dicken Rasen überdeckt, auf dem sich wiederum, ebenfalls aus Rasenstücken aufgeschichtet, ein wohl drei Fuß hoher und unverhältnißmäßig breiter und geräumiger Herd erhob. In diesen waren Löcher eingeschnitten, und in den Löchern standen Töpfe, um die mehrere kleine Feuer lustig flackerten. Und nun setzten sich die Männer in Front des Herdes, so daß sie den Fluß hinuntersehen konnten, und nahmen ihr Mahl ein, das zunächst aus einer Brühe mit Huhn und Hirse, dann aber aus dem Breitfisch, dem letzten Ertrag ihres Fanges bestand. Alle ließen sich's schmecken; und als Valtin, gegen den Schluß des Mahles hin, sich über ihr Wohlleben verwunderte, lachte der Alte und beschrieb einen Kreis mit seiner Rechten, als ob er andeuten wolle, daß ihm Ufer und Landschaft, mit allem was darauf fleucht und kreucht, tributpflichtig seien.

Und nun war das Mahl beendet, und Valtin und Grete, nachdem sie gedankt, erhoben sich und suchten wieder ihr Zelt in Nähe des Steuers auf.

Sie mußten, an Neumühlen vorüber, schon meilenweit gefahren sein und hätten sich zu Jeglichem um sie her beglückwünschen können, wenn nicht das junge Frauenzimmer mit den blanken Flechten und den schwarzen Stechaugen gewesen wäre. Valtin hatte nichts bemerkt, aber der schärfer sehenden Grete war es nicht entgangen, daß sie seit Mittag kein Auge von ihnen ließ und ersichtlich etwas gegen sie vorhatte. Ob aus Eifersucht oder Habsucht, ließ sich nicht erkennen, aber etwas Gutes konnt' es nicht sein, und als der Tag sich neigte, rückte Grete näher und theilte Valtin ihre Besorgnisse mit. Dieser schüttelte den Kopf und wollte davon nichts wissen, und siehe da, auch Grete vergaß es wieder, als sich, gleich nach Sonnenuntergang, ein neues Leben auf dem Flosse zu regen begann. Der Alte nahm eine Fiedel, und die Frauensperson, die sich mittlerweile geputzt und eine rothe Schürze angelegt hatte, führte mit dem jungen Burschen einen böhmischen Tanz auf. Danach setzten sie sich an den Herd und sangen Lieder, die der Alte mit ein paar Strichen auf der Fiedel begleitete.

Und nun kam die Dämmerung und die Sterne begannen matt zu flimmern. Das Floß selbst hatte sich hart an's Ufer gelegt, das hier, anfänglich flach, dreißig Schritte weiter landeinwärts eine hohe, steile Wandung zeigte. Es war noch hell genug, um die rothgelben Töne des fetten Lehm-

bodens erkennen zu können. Alles schwieg, und nur Grete, der ihr Verdacht wiedergekommen war, sagte leise: „Valtin, ich habe doch Recht. Ich fürchte mich."

„Glaubst Du wirklich, daß es böse Leute sind?"

„Nicht eigentlich böse Leute, aber sie werden der Versuchung nicht widerstehen können. Du hast ihnen Geld gezeigt, und die Frau hat gesehen, daß ich Schmuck trage. Sie werden uns berauben wollen. Und setzest Du Dich zur Wehr, so ist es unser letzter Tag."

Valtin überlegte hin und her, und sagte dann: „Ich fürcht', es ist wie Du sagst. Und so müssen wir wieder fliehen. Ach, immer fliehen! Auch noch auf der Flucht eine Flucht." Und er seufzte leise.

Grete hörte die Klage wohl heraus, aber sie hörte zugleich auch, daß es kein Vorwurf war, und so nahm sie seine Hand und sah ihn bittend an. Kannte sie doch ihre Macht über ihn. Und diese Macht blieb ihr auch diesmal treu, und alles war wieder gut.

Es traf sich glücklich, daß das Floß mit eben dem Hinter-Eck, auf dem ihr Zelt stand, auf den Ufersand gefahren war. Sie theilten sich's mit und kamen überein, auf das Segeltuch, das sie den Tag über zu Häupten gehabt hatten, eine Silbermünze zu legen, und sobald alles schliefe, mit einem einzigen Satz an's Ufer zu springen. Wären sie dann erst die steile Lehmwand hinauf, so würde sie niemand mehr verfolgen. Und wenn es geschäh', so wär' es ohne Noth und Gefahr, denn Schiffsleute hätten einen schweren Gang und wären langsam zu Fuß.

Und während sie so sprachen, war der Mond aufgegangen. Das erschreckte sie vorübergehend. Aber es standen auch Wolken am Himmel, und so warteten sie, daß diese heraufziehen und den Mond überdecken möchten.

Und nun war es geschehen. „Jetzt", sagte Valtin, und den Beistand des Himmels anrufend, sprangen sie vom Floß an's Ufer. Das seichte Wasser, das hier um ein paar Binsen herstand, klatschte hoch auf; aber sie hatten dessen nicht Acht, und im nächsten Augenblicke die steile Lehmwand erkletternd, schritten sie rasch über das Feld hin und in die Nacht hinein.

Niemand folgte.

15. Drei Jahre später.

Drei Jahre waren seitdem vergangen, und wieder färbte der Herbst die Blätter roth; allüberall in der Altmark, und nicht zum wenigsten in dem Städtchen Arendsee, dessen endlos lange Straße, zugleich seine einzige, nach links hin aus Häusern und Gärten, nach rechts hin aus Klostergebäuden und zwischenliegenden Heckenzäunen bestand. Hinter einem dieser Heckenzäune, der abwechselnd von Dorn und Liguster gebildet wurde, ließ sich ein auf Säulen ruhender Kreuzgang erkennen, in dessen quadratischer Mitte der Klosterkirchhof lag, wild und verwahrlost, aber in seiner Verwahrlosung nur um so schöner. Einige hochaufgemauerte Grabsteine schimmerten

aus allerlei Herbstesblumen und dichtem Grase hervor, die meisten aber versteckten sich im Schatten alter Birnbäume, deren ungestützte Zweige mit ihrer Last bis tief zu Boden hingen. Vorüberziehende Fremde würden sich des Bildes gefreut haben, das eben jetzt, bei niedergehender Sonne, von absonderer Schönheit war; ein paar Arendsee'sche Bürger aber, Handwerker und Ackersleute zugleich, die mit ihrem Gespann vom Felde hereinkamen, achteten des wohlbekannten Anblicks nicht und hielten erst, als sie schon dreißig Schritt über den Heckenzaun hinaus waren und an der andern Seite der Straße dreier hochbepackter Wagen ansichtig wurden, die hier, vor einer alten Ausspannung mit tiefer Einfahrt, den ohnehin schmalen Weg beinah versperrten.

„Süh, Kersten, doa sinn se all. Awers hüt wahrd et nix mihr."

„Nei, hüt nich. Un weet'st all, Hanne, se speelen joa nicht blot mihr mit Zocken un Puppen. Se kümmen joa nu sülwer 'rut."

„Joa; so hebb ick't ook hürt. Richt'ge Minschen. . . Jott, wat man nich allens erlewen deiht!"

Und damit gingen sie vorüber, weiter in die Stadt hinein.

Und es war so, wie die beiden Ackerbürger gesagt hatten. Puppenspieler, die, wie's dazumalen aufkam, ihre Puppen zeitweilig im Kasten ließen und an Stelle derselben in eigener Person auftraten, waren an eben jenem Nachmittag in das Städtchen gekommen und hatten sich's in der Ausspannung, vor der ihre Wagen hielten, bequem gemacht. Da saßen sie jetzt zu vier um den Tisch der großen Schenkstube herum, ihrem Aufputz und ihrer Redeweise nach, oberdeutsches Volk, und verthaten das Geld, das ihnen der Salzwedel'sche Michaelismarkt eingebracht hatte. Denn von daher kamen sie. Zwei derselben alte Bekannte von uns. Der Schwarzhaarige, mit einer Narbe quer über der Stirn, war derselbe, den wir an jenem hellen Juli-Vormittag, an dem unsere Geschichte begann, an der Emrentz Fenster vorüber seinen Umritt hatten machen sehn, und der neben ihm, ja, das mußte, wenn nicht alles täuschte, der Hagre, Schlackerbeinige mit dem weißen Hemd und der hohen Filzmütze sein, der bei Tage die Pauke gerührt und am Abend, in seinem hölzernen Abbild wenigstens, den Polizei-Schergen des „jüngsten Gerichtes" gemacht hatte. Ja, sie waren es wirklich, dieselben fahrenden Leute, denn eben erschien auch die große stattliche Frau, die damals, in halb spanisch halb türkischem Aufzug, als Dritte zwischen ihnen zu Pferde gesessen. Auch heute war sie verwunderlich genug gekleidet, trug aber, statt des langen schwarzen Schleiers mit den Goldsternchen, ein scharlachrothes Manteltuch, das sie, voll Majestät und nach Art eines Krönungsmantels, um ihre Schultern gelegt hatte. „Ach, Zenobia", riefen alle, und rückten zusammen, um ihr am Tische Platz zu machen. Mit ihr zugleich war der Wirth eingetreten, ein paar Kannen im Arm, und überbot sich alsbald in Raschheit und Dienstbeflissenheit gegen seine Gäste. Wußt' er doch, daß sie mit vollem Beutel kamen, und außerdem Freibrief und gutes Zeugniß von aller Welt Obrigkeit aufzuweisen hatten. Und was wollt' er mehr?

„Wirth," rief der Schwarzhaarige, der auch heute wieder die Herrenrolle spielte, „die Salzwedel'schen haben mir gefallen. Die drehen den Schilling nicht erst ängstlich um. Zwei Mal gespielt jeden Tag, erst die Puppen und dann wir selber. Und immer voll und kein Apfel zur Erde. Ein lustiges Volk; nicht wahr, Wirth? Und wie heißt doch der Spruch von den Salzwedel'schen? Ihr kennt ihn?"

„Ei, freilich; welcher Altmärk'sche wird den nicht kennen. Ein guter Spruch, und er geht so:

De Stendal'schen drinken gerne Wien,
De Gardeleger wüll'n Junker sien,
De Tangermünd'schen hebben Moth,
De Soltwedler awers, de hebben dat Goth."

„Ja, das haben sie, das haben sie," schrien Alle durcheinander und der Wirth wiederholte seinerseits: „Ein guter Spruch, ihr Herren. Blos daß die Arendsee'schen drin vergessen sind."

„Ei, warum vergessen! Solch' Sprüchel ist ja nicht wie's Vaterunser, wo nichts zukann und nichts weg. Was ihm fehlt, das machen wir dazu. Könnt Ihr nicht einen Reim machen, Wirth? Ein Wirth muß Alles können, reimen und rechnen."

„Ja, rechnen!" fiel der Chorus ein.

„Aergert ihn nicht, sonst bringt er's nicht zu Stand'. Und ich seh's ihm an, daß er dran haspelt. Habt Ihr's?"

„Ja. . . . De Stendal'schen drinken gerne Wien . . ."

„Nein, nein, das nicht. Das ist ja die alte Leier. Wir wollen den neuen Reim hören, den Arendsee'schen." Und so ging es unter Lärmen und Schreien weiter, bis der Wirth eine Pause wahrnahm und in schelmischem Ernst über den Tisch hindeclamirte:

Un di Arendsee'schen, di hebben dat Stroh,
Awers hebben fifteig'n Nonnen dato.

„Funfzehn Nonnen! Habt Ihr gehört? Aber woher denn Nonnen? Es giebt ja keine Nonnen mehr. Ich meine hier zu Land. Unten im Reich, da hat's ihrer noch genug. Nicht wahr, Zenobia? Aber hier! Alles aufgehoben, was sie ‚säculariſiren' nennen. Habe mir's wohl gemerkt. Und das hat Euer vorvoriger Herr Churfürst gethan, der Herr Joachim, den ich noch habe begraben sehn. War das erste Mal, daß mein Vater selig bis hier hinauf in's Wittenberg'sche kam. Anno 71, und ich war noch ein Kind."

„Ja, sie sind aufgehoben. Aber 's giebt ihrer doch noch, hier und überall im Land. Und obwohlen unser alter Roggenstroh alle Sonntage gegen sie predigt, es hilft ihm nichts, sie bleiben doch. Und warum bleiben sie? Weil sie den adligen Anhang haben. Und oben in Cölln an der Spree, na, das weiß man, da sitzen auch die Junkerchen zu Rath und drücken ein Auge zu."

„Gut, gut. Meinetwegen. Lassen wir die Junker und die Nonnen. Es muß auch Nonnen geben. Nicht wahr, Zenobia?"

Diese zog ihre rothe Drapirung nur noch fester um ihre Schultern und schwieg in königlicher Würde weiter.

„Un hebben fifteig'n Nonnen dato! Wahrhaftig, Wirth, das habt Ihr gut gemacht, sehr gut. Ihr könnt't uns die Stücke schreiben. Was meinst, Nazerl, wir haben schon schlecht're gehabt! Aber singen wir; Du singst vor, Matthes." Und der Angeredete, der seinem starr und aufrecht stehenden rothen Haare, vor allem aber seinen linsengroßen Sommersprossen nach der einzig Plattdeutsche von der Gesellschaft zu sein schien, intonirte mit heiserer Stimme: „Kaiser Karolus sien bestet Peerd."

„Nicht doch, nicht doch," fuhr der mit der Narbe dazwischen, „das kann Zenobia nicht hören; das singen ja die Knechte. Sing' Du, Hinterlachr. Aber was Fein's und Zierlich's." Und Hinterlachr sang:

Zu Bacharach am Rheine
Da hat mir's wohlgethan,
Die Wirthin war so feine,
So feine,
Und als wir ganz alleine . . .

„Ach dummes Zeug. Immer Weiber und Weiber. Aber sie denken nicht dran; und am wenigsten, was eine richtige Wirthin ist. Sie lachen Dich aus. Nazerl, mach' Du Dein' Sach'. Aber nichts von den Weibern; hörst Du. Halt Dich an das!" Und dabei schob er ihm eine frische Kanne zu, die der Wirth eben herein gebracht hatte.

Und Nazerl hob an:

Der liebste Buhle, den ich hab',
Der liegt beim Wirth im Keller,
Er hat ein hölzins Röcklein an
Und heißet Muskateller:
Hab' manche Nacht mit ihm verbracht,
Er hat mich immer glücklich 'macht, glücklich 'macht,
Und lehrt mich lustig singen."

„Das ist recht. Der liebste Buhle, den ich hab' . . . das gefällt mir. Der Natzi hat's getroffen. Was meinst, Zenobia?" Und alle wiederholten den Vers und stießen mit ihren Kannen und Bechern zusammen.

„Ihr müßt nicht so lärmen," sagte jetzt der, der mit ‚Bacharach am Rheine' so wenig durchgedrungen war. „Er liegt grad' über uns, und ich glaub', er macht es nicht lange mehr."

Zenobia nickte.

So ging's unten her. Ueber ihnen aber, auf einer Schütte Stroh, drüber ein Laken gebreitet war, lag ein Kranker, ein Kissen unterm Kopf und mit ein paar Kleidungsstücken zugedeckt. Neben ihm, auf einem Fußschemel, saß eine junge Frau, blaß und fremd, und hielt mit ihrer Rechten den Henkel eines als Wiege dienenden Korbes, mit ihrer Linken die Hand des

Kranken. Dieser schien einen Augenblick geschlafen zu haben, und als er jetzt die Augen wieder öffnete, beugte sie sich zu ihm nieder und fragte leise: „Wie ist Dir?“

„Gut.“

„Ach, sage nicht gut. Deine Stirn brennt, und ich seh' wie Deine Brust fliegt. Mein einzig lieber Valtin, vergieb mir, sage mir, daß Du mir vergiebst.“

„Was, Grete? Was soll ich Dir vergeben?“

„Was? was? Alles, Alles! Ich bin Schuld an Deinem Elend und nun bin ich Schuld an Deinem Tod. Aber ich wußt' es nicht anders und ich wollt' es nicht. Ich war ein Kind noch, und sieh', ich liebte Dich so sehr. Aber nicht genug, nicht genug, und es war nicht die rechte Liebe. Sonst wär' es anders gekommen, alles anders.“

„Laß es, Grete.“

„Nein, ich laß es nicht. Ich will mein Herz ausschütten vor Dir. Ach, sonst beichten die Sterbenden, ich aber will Dir beichten, Dir.

Er lächelte. „Du hast mir nichts zu beichten.“

„Doch, doch. Viel, viel mehr als Du glaubst. Denn sieh, ich habe nur an mich gedacht; das war es; da liegt meine Schuld. Es kommt alles von Gott, auch das Unrecht, das man uns anthut, und wir müssen es tragen lernen. Das hat mir Gigas oft gesagt, so oft; aber ich wollt' es nicht tragen und hab' aufgebäumt in Haß und in Ungeduld. Und in meinem Haß und meiner Ungeduld hab ich Dich mit fortgezwungen, und habe Dich um Glück und Leben gebracht.“

Er schüttelte den Kopf und wiederholte nur leise: „Laß es, Grete. Du hast mich nicht um das Glück gebracht. Es war nur anders, als andrer Leute Glück. Weißt Du noch, als wir auf dem Floß fuhren und das Schilf streiften und die Wasservögel aufflogen, ach, wie stand da der Himmel so blau und golden über uns und wie hell schien uns die Sonne! Ja, da waren wir glücklich. Und als wir dann auf Lübeck zogen und das Holstenthor vor uns hatten, das uns mit seinen grünen und rothen Ziegeln ansah, und dann Musik und Fahnenschwenker auf uns zukamen, als ob man uns einen Einzug machen wolle, da lachten wir und waren froh in unserem Herzen, denn wir nahmen es als ein gutes Zeichen und wußten nun, daß wir gute Tage haben würden. Und wir hatten sie auch, und hätten sie noch, denn fleißige Tage sind gute Tage, wenn nicht der Streit gekommen wär', der Streit um nichts. Da freilich war es aus. . . Aber lassen wir's. Was wir gehabt haben, das haben wir gehabt. Meinst nicht, Gret'? Und nun gieb mir das Kind, daß ich mich seiner freue.“

Grete war aufgestanden, um ihm das Kind zu geben; aber eh' sie's aufnehmen konnte, befiel ihn ein Stickhusten, wohl von der Anstrengung des Sprechens, und als der Anfall endlich vorüber war, lag er schweißgebadet da, matt und halbgeschlossenen Auges, wie ein Sterbender.

So vergingen Minuten, bis er sich wieder erholt hatte und trinken zu wollen schien. Wenigstens sah er sich um, als such' er etwas. Und wirklich, neben seinem Lager stand ein Hafenglas, d'rin ihm aus Brodrinden und dünnem Essig ein Getränk gemacht worden war. Aber der Geschmack widerstand ihm, und er wies es zurück und sagte: „Wasser". Und Grete holte den Wasserkrug herbei, der aber groß und unhandlich, und viel zu schwer war, um d'raus zu trinken, und als sie noch unschlüssig dastand und überlegte, wie sie den Trunk ihm reichen solle, hob er sich mühsam auf und sagte lächelnd: „Aus Deiner Hand, Gret'; ein paar Tropfen blos. Ich brauche nicht viel." Und sie that's und gab ihm. Als er aber getrunken, hielt sie sich nicht länger mehr und rief, während sie halb im Gebet und halb in Verzweiflung ihre Hände gen Himmel streckte: „Ach, daß ich leben muß! Valtin, mein einzig Geliebter, nimm mich mit Dir, mich und unser Kind. Was hier noch war, warst Du. Nun gehst Du. Und wir sind unnütz auf dieser Welt."

„Nein, Grete, nicht unnütz. Und Du mußt leben, leben um des Kindes willen. Auch wenn es Dir schwer wird. Und Du wirst es, denn Du hattest immer einen tapfern und guten Muth. Ich weiß davon. Und nun hör' mich und thu' wie ich Dir sage. Aber bücke Dich; bitt', denn es wird mir schwer."

Und sie rückte näher an sein Kissen.

„Es muß etwas geschehen," fuhr er fort „und Du kannst nicht mehr bleiben mit den fahrenden Leuten unten. Ich mag sie nicht schelten, denn sie waren gut mit uns, aber sie sind doch anders als wir. Und Du mußt wieder eine Heimstätt' haben und Herd und Haus, und Sitt' und Glauben. Und so versprich' mir denn, mache Dich los hier, in Frieden und guten Worten, und zieh' wieder heim und sage . . . und sage . . . . daß ich schuld gewesen."

Grete schüttelte heftig den Kopf. Ihm die Schuld zuschieben, das erschien ihr schwerer als Alles. Er aber legte still seine Hand auf ihren Mund und wiederholte nur: „. . . daß ich schuld gewesen. Und wenn Du das gesagt hast, Grete, dann sag' auch, Du kämest, um wieder gut zu machen, was Du gethan, und sie sollten Dich halten als ihre Magd. Und Du wolltest kein Glück mehr, nein, nur Ruh und Rast. Und dann mußt Du niederknieen, nicht vor ihr, aber vor Deinem Bruder Gerdt. Und er wird Dich aufrichten . . . ."

„Ach, daß es käme, wie Du sagst! Aber ich kenn' ihn besser. Er wird mir droh'n und mich von seiner Schwelle weisen, mich und das Kind, und wird uns böse Namen geben."

„Ich fürcht' es nicht. Aber wenn er härter ist, als ich ihn schätze, dann geh' ihn an um Dein Erbe, das wird er Dir nicht weigern können. Und dann suche Dir einen stillen Platz und gründe Dir ein neues Heim und einen eigenen Herd. Thu's, Gret'. Ich weiß, Du hast ein trotzig Gemüth; aber bezwinge Dich um des Kindes willen. Versprich' mir's. Willst Du?"

„Ich will."

Es schien, daß sie noch weiter sprechen wollt', aber in diesem Augenblicke trat Zenobia ein und sagte: „Denk', Gret', 's giebt noch a Spiel heut

Den ‚Sündfall' wollen's. Das Leutvolk laßt uns ka Ruh nit. Aber a ‚Sündfall' ohn' a Engel? Das geht halt nit. Und d'rum komm' i. Was meinst, Gret'?"

Diese starrte vor sich hin.

„Geh'", sagte Valtin. „Rücke den Korb dicht her zu mir und spiele den Engel. Und wenn die Stelle kommt, wo Du die Palme hebst, dann denk' an mich."

Und sie rückte den Korb näher an sein Lager und beugte sich über ihn. Er aber nahm noch einmal ihre Hand und sagte: „Und nun leb' wohl, Gret', und vergiß es nicht. Ich höre jedes Wort. Geh'. Ich wart' auf Dich."

Und Grete ging und barg ihr Gesicht in beide Hände.

16. Die Nonnen von Arendsee.

Am andern Morgen ging es in Arendsee von Mund zu Mund, daß einer von den Puppenspielern über Nacht gestorben sei. An allen Ecken sprach man davon, und alles war in Aufregung. Was mit ihm thun? Ein Sarg war beschafft worden, das war in der Ordnung; aber wo ihn begraben, das blieb die Frage. War ihr Kirchhof ein Begräbnißplatz für fahrende Leute, von denen keiner wußte, wes Glaubens sie seien, Christen oder Heiden! Oder vielleicht gar Türken. Und dabei dachte jeder an die Frau, die gestern, vor Beginn des Spiels, ein langes rothes Tuch um die Schulter, am Eingange gesessen hatte.

Es war klar, daß nur der alte Prediger Roggenstroh den Fall entscheiden konnte; und ehe Mittag heran war, wußte jeder, daß er ihn entschieden habe und wie. Grete selber hatte, neben einer eindringlichen Ermahnung, das Nein aus seinem Munde hören müssen.

Da war nun große Noth und Trübsal, und es wurd' erst wieder lichter um Gretens Herz, als sich die Wirthin ihrer erbarmte und ihr anrieth, drüben in's Kloster zu den Nonnen zu gehen, die würden schon Rath schaffen und ihr zu helfen wissen, wär' es auch nur, weil sie den alten Roggenstroh nicht leiden könnten. Sie solle nur Muth haben und nach der Domina fragen, oder, wenn die Domina krank sei (denn sie sei sehr alt) nach der Ilse Schulenburg. Die habe das Herz auf dem rechten Fleck und sei der Domina rechte Hand. Und wenn diese stürbe, dann würde sie's.

Das waren rechte Trostesworte, und als Grete der Wirthin dafür gedankt, machte sie sich auf, um drüben im Kloster das ihr bezeichnete Haus aufzusuchen. Ein paar halbwachsene Kinder, die vor dem Thor der Ausspannung spielten, wollten ihr den Weg zeigen, aber sie zog es vor allein zu sein und ging auf die Stelle zu, wo der Heckenzaun und dahinter der Kreuzgang war. Als sie hier, trotz allem Suchen, keinen Eingang finden konnte, preßte sie sich durch die Hecke hindurch und stand nun unmittelbar vor einer langen offenen

Rundbogen-Reihe, zu der ein paar flache Sandstein-Stufen von der Seite her hinaufführten. Drinnen an den Gewölbekappen befanden sich halbverblaßte Bilder, von denen eines sie fesselte: Engelsgestalten, die schwebend einen Todten trugen. Und sie sah lange hinauf und ihre Lippen bewegten sich. Dann aber stieg sie, nach der andren Seite hin, die gleiche Zahl von Stufen wieder hinab und sah sich alsbald inmitten des Klosterkirchhofes, der fast noch wirrer um sie her lag, als sie beim ersten Anblick erwartet. Wo nicht die Birnbäume mit ihren tiefherabhängenden Zweigen alles überdeckten, standen Dill- und Fencheldolden, hoch in Samen geschossen; dazwischen aber allerhand verspätete Kräuter, Thymian und Rosmarin, und füllten die Luft mit ihrem würzigen Duft. Und sie blieb stehen, duckte sich und hob sich wieder, und es war ihr, als ob diese wuchernde Gräberwildniß, diese Pfadlosigkeit unter Blumen, sie mit einem geheimnißvollen Zauber umspinne. Endlich hatte sie das Ende des Kirchhofes erreicht, und sie sah zwischen den Bogen hindurch, die das Viereck auch nach dieser Seite hin abschlossen, auf den in der Tiefe liegenden Klostersee, den nach links hin, ein paar hundert Schritt weiter abwärts, einige Häuser umstanden. Eines davon, das vorderste, steckte ganz in Epheu und war bis in Mittelhöhe des Daches von fleischblättrigem und rothblühendem Hauslaub überdeckt. All das ließ sich deutlich erkennen, und als Grete bis dicht heran war, sah sie, daß eine Magd auf dem Schwellsteine stand und den großen Messingklopfer putzte.

„Wer wohnt hier?“ fragte Grete.

„Das Fräulein von Jagow.“

„Ist es eine von den Nonnen?“

Das Mädchen lachte. „Von den Nonnen? Wir haben keine Nonnen mehr. Es ist die Domina.“

„Das ist gut. Die such' ich.“

Und das Mädchen, ohne weiter eine Frage zu thun, trat in den Flur zurück, um ihr den Weg frei zu machen, und wies auf eine Thür zur Linken. „Da.“

Und Grete öffnete.

Es war ein hohes, gothisches, auf einem einzigen Mittelpfeiler ruhendes Zimmer, drin es schwer hielt sich auf den ersten Blick zurecht zu finden, denn nur wenig Sonne fiel ein, und alles Licht, das herrschte, schien von dem Feuer herzukommen, das in dem tiefen und völlig schmucklosen Kamine brannte. Neben diesem, einander gegenüber, saßen zwei Frauen, sehr verschieden an Jahren und Erscheinung, zwischen ihnen aber lag ein großer, gelb und schwarz gefleckter Wolfshund, mit spitzem Kopf und langer Ruthe, der der Jüngeren nach den Augen sah und wedelnd auf die Bissen wartete, die diese ihm zuwarf. Er ließ sich auch durch Gretens Eintreten nicht stören und gab seine Herrin erst frei, als diese sich nach der Thür hin wandte und in halblautem Tone fragte „Wen suchst Du, Kind?“

„Ich suche die Domina.“

„Dies ist sie.“ Und dabei zeigte sie nach dem Stuhl gegenüber.

Die Gestalt, die hier bis dahin zusammengekauert gesessen hatte, richtete

sich jetzt auf, und Grete sah nun, daß es eine sehr alte Dame war, aber mit scharfen Augen, aus denen noch Geist und Leben blitzte. Zugleich erhob sich auch der Hund und legte seinen Kopf zutraulich an Gretens Hand, was ein gutes Vorurtheil für diese weckte. Denn „er kennt die Menschen", sagte die Domina.

Diese hatte mittlerweile Greten an ihren Stuhl herangewinkt.

„Wie heißt Du, Kind? Und was führt Dich her? Aber stelle Dich hier ins Licht, denn mein Ohr ist mir nicht mehr zu Willen, und ich muß Dir's von den Lippen lesen."

Und nun erzählte Grete, daß sie zu den fahrenden Leuten gehöre, die gestern in die Stadt gekommen seien, und daß einer von ihnen, der ihr nahe gestanden, in dieser Nacht gestorben sei. Und nun wüßten sie nicht, wohin ihn begraben. Einen Sarg hätten sie machen lassen, aber sie hätten kein Grab für ihn, kein Fleckchen Erde. Wohl sei sie bei dem alten Prediger gewesen und hab' ihn gebeten, aber der habe sie hart angelassen und ihr den Kirchhof versagt. Den Kirchhof und ein christlich Begräbniß.

„Bist Du christlich?"

„Ja."

„Aber Du siehst so fremd."

„Das macht, weil meine Mutter eine Span'sche war."

„Eine Span'sche? . . Und im alten Glauben?"

„Ja, Domina."

Die beiden Damen sahen einander an, und die Domina sagte: „Sieh', Ilse, das hat ihr der Roggenstroh von der Stirn' gelesen. Er sieht doch schärfer, als wir denken. Aber es hilft ihm nichts, und wir wollen ihm einen Strich durch die Rechnung machen. Er hat seinen Kirchhof und wir haben den unsren. Und auf unsrem, denk' ich, schläft sich's besser."

„Ja, Domina."

„Sieh', Kind, das sag' ich auch. Und ich warte nun schon manches Jahr und manchen Tag darauf. Aber der Tag will nicht kommen. Denn Du mußt wissen, ich werde fünf und neunzig, und war schon geboren und getauft, als der Wittenberg'sche Doctor gen Worms ging und vor Kaiser Carolus Quintus stand. Ja, Kind, ich habe viele Zeiten gesehen, und sie waren nicht schlechter als unsre Zeiten sind. Und morgen um die neunte Stunde, da komm nur herauf mit Deinem Todten, und da soll er sein Grab haben. Ein Grab bei uns. Und nicht an schlechter Stell' und unter Unkraut; nein, wir wollen ihn unter einem Birnbaum begraben, oder, so Du's lieber hast, unter einem Fliederbusch. Hörst Du. Verlaß Dich auf mich und auf diese hier. Denn die hier und ich, wir verstehen einander, nicht wahr, Ilse? Und wir wollen die Klosterglocke läuten lassen, daß es der Roggenstroh bis in seine Stube hört und nächsten Sonntag wieder gegen uns predigt, gegen uns und gegen den Antichrist. Das thut er am liebsten, und wir hören es am liebsten. Und nun geh', Kind. Ich hasse den Hochmuth und weiß nur das Eine, daß unser All-Erbarmer für unsre Sünden gestorben ist und nicht für unsre Gerechtigkeit."

Und danach ging Grete und der Hund begleitete sie bis an die Thür.

Als die beiden Frauen wieder allein waren, sagte die Domina: „Unglücklich' Kind. Sie hat das Zeichen."

„Nicht doch; sie hat schwarze Augen. Und die hab' ich auch."

„Ja, Ilse. Aber Deine lachen und ihre brennen."

„Du siehst zuviel, Domina."

„Und Du zu wenig. Alte Augen sehen am besten im Dunkeln. Und das Dunkelste ist die Zukunft."

* * *

Und so kam der andre Morgen.

Die neunte Stunde war noch nicht heran, als ganz Arendsee die Klosterglocke läuten hörte. Und auch Roggenstroh hörte sie; das verdroß ihn. Aber, ob es ihn verdroß oder nicht, von der tiefen Einfahrt des Gasthofes her setzte sich ein seltsamer Zug in Bewegung, ein Begräbniß, wie die Stadt noch keines gesehen; denn die vier Puppenspieler trugen den Sarg, der auf eine Leiter gestellt worden war, und hinter ihnen her ging Grete, nur auf Zenobia gestützt, die sich heute von allem Roth entkleidet und statt dessen an ihren Spitzhut wieder ihren langen schwarzen Schleier mit den Goldsternchen befestigt hatte. Und dann kamen Kinder aus der Stadt, die vordersten ernst und traurig, die letzten spielend und lachend, und so ging es die Straße hinunter, in weitem Bogen um den Kirchhof herum, bis an die See-Seite, wo, von alter Zeit her, der Eingang war.

In Nähe dieses Einganges, unter einem hohen Fliederbusch, der mit seinen Zweigen bis in den Kreuzgang hineinwuchs, hatte der Klostergärtner das Grab gegraben. Und um das Grab her standen die Nonnen von Arendsee: Barbara v. Rundstedt, Adelheid v. Rademin, Mette v. Bülow, und viele andere noch, alle mit Spitzhauben und langen Chormänteln, und in ihrer Mitte die Domina, klein und gebückt, und neben ihr Ilse v. Schulenburg, groß und stattlich. Und als nun der Zug heran war, öffnete sich der Kreis und mit Hülfe von Seilen und Bändern, die zur Hand waren, wurde der Sarg hinabgelassen. Und nun schwieg die Glocke und die Domina sagte: „Sprich den Spruch, Ilse." Und Ilse trat bis dicht an das Grab und betete: „Unsre Schuld ist groß, unser Recht ist klein, Die Gnade Gottes thut es allein." Und alle Nonnen wiederholten leise vor sich hin: „Und die Gnade Gottes thut es allein." Danach warfen die Zunächststehenden eine Hand voll Erde dem Todten nach und als ihr Kreis sich gelichtet, drängten sich die Kinder von außen her bis an den Rand des Grabes und streuten Blumen über den untenstehenden Sarg: Astern aller Farben und Arten, die sie während der kurzen Ceremonie von den verwilderten Beeten gepflückt hatten.

Bald danach war nur noch Grete da, und sah auf den Fliederbusch, der bestimmt schien, das Grab zu schützen. Ein Vogel flog auf und über sie hin, und setzte sich dann auf eine Hanfstaude und wiegte sich. „Ein Hänf-

ling!" sagte sie. Und die Bilder vergangener Tage stiegen vor ihr auf; ihr Schmerz löste sich, und sie warf sich nieder und weinte bitterlich.

Als sie sich erhob, sah sie, daß Ilse, die mit den Andern gegangen war, zwischen den Rundbögen wieder herauf und auf sie zu kam, allem Anscheine nach, um ihr eine Botschaft zu bringen. Und so war es. „Komm, Grete," sagte sie, „die Domina will Dich sprechen;" und Beide gingen nun, außerhalb des Kreuzganges, zwischen diesem und dem See-Ufer hin, und auf das epheu-umsponnene Haus mit dem hohen Dach und den rothblühenden Laubstauden zu.

Es war schwül, trotzdem schon Octobertage waren, und die Domina, die nach Art alter Leute die Sonnenwärme liebte, hatte Tisch und Stühle in Front ihres Hauses bringen lassen. Hier saß sie vor dem dichten, dunklen Gerank, durch das von innen her der Wiederschein des Kaminfeuers blitzte, und auf das Tischchen neben ihr waren Obst und Lebkuchen gestellt, Ulmer und Basler, und eine zierliche Deckelphiole mit Syrakuser Wein.

Grete verneigte sich.

„Ich habe Dich rufen lassen," sagte die Domina „weil ich Dir helfen möchte, so gut ich kann. Es soll keiner ungetröstet von unsrer Schwelle gehen. So haben es die Arendsee'schen von Anfang an gehalten, und so halten sie's noch. Und auch Ilse wird es so halten. Nicht wahr, Ilse? . . . Und nun sage mir Kind, woher Du kommst und wohin Du gehst? Ich frag' es um Deinetwillen. Sage mir, was Du mir sagen kannst und sagen willst."

Und Grete sagte nun alles, und sagte zuletzt auch, daß sie zurück zu den Ihren wolle, zu Bruder und Schwester, um an ihrer Schwelle Verzeihung und Versöhnung zu finden.

„Das ist ein schwerer Gang."

Grete schwieg und sah vor sich hin. Endlich sagte sie: „Das ist es. Aber ich hab' es ihm versprochen. Und ich will es halten."

„Und wann willst Du gehen?"

„Gleich."

„Das ist gut. Ein guter Wille kann schwach werden, und wir müssen das Gute thun, so lange wir noch Kraft haben und die Lust dazu lebendig in uns ist. Sonst zwingen wir's nicht. Und nun gieb ihr einen Imbiß, Ilse, und eine Zehrung für den Weg. Und noch eins, Grete: bezwinge Dich wenn es fehlschlägt und wisse, daß Du hier eine Freistatt hast. Und eine Freistatt ist fast so gut wie eine Heimstatt. Und nun kniee nieder und höre mein Letztes und mein Bestes: ‚Der Herr segne Dich und behüte Dich, und gebe Dir seinen Frieden.' Ja, seinen Frieden; den brauchen wir alle, aber Du Arme, Du brauchst ihn doppelt. Und nun geh und eile Dich und laß von Dir hören."

Grete küßte der Alten die Hand und ging. Ilse mit ihr. Als diese zurückkam und ihren vorigen Platz an der Epheuwand eingenommen hatte, sagte die Domina: „Wir sehen sie nicht wieder."

„Aber Du hast ihr eine Freistatt geboten!“

„Weil wir das Unsre thun sollen . . . Und die Wege Gottes sind wunderbar . . . Ich sah den Tod auf ihrer Stirn. Und hab' Acht, Ilse, sie lebt keinen dritten Tag mehr!“

17. Wieder gen Tangermünde.

Grete war in weitem Umkreise bis an das Gasthaus zurückgegangen, um hier von den Leuten, die's gut mit ihr und ihrem Todten gemeint hatten, Abschied zu nehmen. Vor allem von Zenobia. Dann wickelte sie das Kind, das diese bis dahin gewartet hatte, in den Kragen ihres Mantels, und schritt aus der Stadt hinaus, auf die große Straße zu, die von Arendsee nach Tangermünde führte. Hielt sie sich zu, das waren der Wirthin letzte Worte gewesen, so mußte sie gegen die vierte Stund' an Ort und Stelle sein.

Der Weg ging anfänglich über Wiesen. Es war schon alles herbstlich; der rothe Ampfer, der sonst in breiten Streifen an dieser Stelle blühte, stand längst in Samen und die Vögel sangen nicht mehr; aber der Himmel wölbte sich blau und die Sommerfäden zogen, und mitunter war es ihr, als vergäße sie alles Leids, das sie drückte. Ein tiefer Frieden lag über der Natur. „Ach, stille Tage!“ sagte sie leise vor sich hin.

Nach den Wiesen kam Wald. Junge Tannen wechselten mit alten Eichen, und überall da, wo diese standen, war eine kräftigere Luft, die Grete begierig einsog. Denn es war immer schwüler geworden und die Sonne brannte.

Mittag mochte heran sein, als sie Rast machte, weniger um ihret- als um des Kindes willen. Und sie gab ihm zu trinken. Das war dicht am Rande des Waldes, wo zwischen anderem Laubholz auch ein paar alte Kastanien ihre Zweige weit vorstreckten. Die Straße verbreiterte sich hier auf eine kurze Strecke hin, und schuf einen sichelförmigen Platz, an dessen zurückgebogenster Stelle halbgeschälte Birkenstämme lagen, hinter denen wieder ein Quell aus Moos und Stein hervorplätscherte. Hier saß sie jetzt, und um sie her lagen abgefallene Kastanien, einzelne noch in ihren Stachelschalen, die meisten aber aus ihrer Hülle heraus und braun und glänzend. Und sie bückte sich, um einige von ihnen aufzuheben. Und als sie so that, und ihrer immer mehr in ihren Schooß sammelte, da sah sie sich wieder auf ihres Vaters Grab und Valtin neben sich, und sie hing ihm die Kette um den Hals und nannt' ihn ihren Ritter. War es doch, als ob jede Stunde dieses Tages Erinnerungen in ihr wecken sollte, süß und schmerzlich zugleich. „Alles dahin,“ sagte sie. Und sie stand auf und schüttete die Kastanien wieder in das Gras zu ihren Füßen.

Sie hing ihren Erinnerungen noch nach, als sie das Klirren einer Kummetkette hörte und gleich darauf eines Gefährtes ansichtig wurde, das, von derselben Seite her, von der auch sie gekommen, um die Waldecke bog. Es war eine Schleife mit zwei kleinen Pferden davor, und ein Bauer vorn auf dem

Häckselsack. Auch hinter ihm lagen Säcke, muthmaßlich Korn, das er zu Markt oder in die Mühle fuhr. Grete trat an ihn heran, und frug, ob er sie mitnehmen wolle? „Eine kleine Strecke nur!"

„Dat will ick jiern. Stejg man upp, Deern."

Und Grete that's und setzte sich neben ihn, und sie fuhren still in den Wald hinein. Endlich sagte der Bauer: „Kümmst vun Arendsee?"

„Ja," sagte Grete.

Denn wihrst ook in't Kloster? Jott, de oll Domina! Fiefunneijentig. Na, lang kann't joa nich mihr woahren. Un denn kümmt unsʼ Ilsʼ 'ran. De wahrd et."

„Kennt Ihr sie?"

„I, wat wihr ick se nich kenn'? Ick bin joa vun Arnsdörp, wo se bührtig is. Un wat mien Voaders-Schwester is, de wihr joa ehrʼ Amm'. Un achters hett se se uppäppelt. Un de seggt ümmer: „Ilsʼ is de best! Un so groot se is, so good is se. Un doaför wahrd se ook Domina."

Und danach schwiegen sie wieder, und nichts als ein paar blaue Fliegen summten um sie her, und die Schleife malte weiter durch den Sand. Nur wenn dann und wann eine festere Stelle kam, wo Moos über den Weg gewachsen war, oder wo viel Kiefernadeln lagen, über die die Fuhre glatter hingleiten konnte, gab der Bauer einen Schlag mit seiner Leine und ließ die mageren Braunen etwas schneller gehn. Und man hörte dann sein Hüh und Hott, und das Klappern der Kette.

„Wo wisten hen?" nahm er endlich das Gespräch wieder auf.

„Nach Tangermünd'."

„Na'h Tangermünd'. Oh, doa wihr ick ook. Awers dat geiht nu all int dritt' o'r vörte Joahr, as unsʼ Herr Kurförst doa wihr un dat grote Foahnenschwenken wihr, mit Aeten un Jubliren. Un allens boaben up de Burg. Joa, doa wihr ick ook, un ümmer mit damang. Awers man buten."

Grete nickte, denn wie hätte sie des Tages vergessen können! Und so plauderten sie weiter und schwiegen noch öfter, bis eine Stelle kam, wo der Weg gabelte. „Hier möt' ick rechts aff," sagte der Bauer.

Und Grete stieg ab und wollt' ihm eine kleine Münze geben. „Nei, nei, Deern, dat geiht nich. O'r bist ne Fru?"

Sie wurde roth, aber er hatt' es nicht Acht und bog nach rechts hin in den Feldweg ein.

Es war noch zwei Stunden Wegs, und Grete, die sich von der Anstrengung des Marsches erholt hatte, schritt wieder rüstiger vorwärs. Auch die Schwüle ließ nach; ein Wind ging und kühlte die Luft und ihr die Stirn. Und sie hatte wieder guten Muth und gefiel sich darin, sich ihr künftiges Leben auszumalen. Aber sonderbar, sie begann es immer vom andern Ende her, und je weiter es ab und in allerfernste Zukunft hineinlag, desto heller und lichter erschien es ihr. Als aber zuletzt ihre Gedanken und Vorstellungen auch

auf das Nah- und Nächstliegende kamen und sie sich in Gerdt's Haus eintreten und die Knie vor ihm beugen sah, da wurd' ihr wieder so bang um's Herz und sie hatte Mühe sich zu halten. Und sie nahm das Kind und küßte es. „Es muß sein," sagte sie, „und es soll sein. Ich hab' es ihm versprochen, und ich will es halten und will Demuth lernen. Ja, ich will um einen Platz an seinem Herde bitten, und will seine Magd sein, und will mich vor ihm niederwerfen. Aber — und ihre Stimme zitterte — wenn ich mich niedergeworfen habe, so soll er mich auch wieder aufrichten. Weh' ihm und mir, wenn er mich am Boden liegen läßt." Und bei der bloßen Vorstellung war es ihr, als drehe sich ihr alles im Kopf und als schwänden ihr die Sinne.

Endlich hatte sie sich wiedergefunden und ging rascheren Schrittes weiter, abwechselnd in Furcht und Hoffnung, bis sie plötzlich, aus dem Walde heraustretend, der Dächer und Thürme Tangermündens ansichtig wurde. Da ging Alles in ihr in alter Lieb' und Sehnsucht unter, und sie grüßte mit der Hand hinüber. Das war Sanct Stephan, und die hohen Linden daneben, das waren die Kirchhofslinden. Lebte Gigas noch? Blühten noch die Rosen in seinem Garten? Und sie legte die Hand auf ihre Brust, und schluchzte, und ward erst wieder ruhiger, als sie die Goldkapsel fühlte, das Einzige, was ihr aus alten Tagen her geblieben war. Und sie öffnete sie, und schloß sie wieder, und preßte sie voll Inbrunst an ihre Lippen.

18. Grete bei Gerdt.

Unwillkürlich beschleunigte sich ihr Schritt, und binnen Kurzem hatte sie die nur aus wenig Häusern bestehende Vorstadt erreicht. Eins dieser Häuser, das sich nach seinem bemalten und vergoldeten Schilde leicht als ein Herbergshaus erkennen ließ, lag in Nähe des Thores, und sie trat hier ein, um eine Weile zu ruhen und ein paar Fragen zu stellen. Die Leute zeigten sich ihr in allem zu Willen, und eh' eine Stunde vergangen war, war sie fertig und stand gerüstet da: die Kleider ausgestäubt und geglättet, und das während des langen Marsches wirr gewordene Haar wieder geordnet.

Es schlug eben fünf, als sie, das Kind unterm Mantel, aus der Herbergsthüre trat. Draußen im Sande scharrten die Hühner ruhig weiter und nur der Hahn trat respektvoll bei Seit' und krähte dreimal, als sie vorüberging. Ihr Schritt war leicht, leichter als ihr Herz, und wer ihr in's Auge gesehen hätte, hätte sehen müssen, wie der Ausdruck darin beständig wechselte. So passirte sie das Thor, auch den Thorplatz dahinter, und als sie jenseits desselben den inneren Bann der Stadt erreicht hatte, war es ihr als wäre sie gefangen und könne nicht mehr heraus. Aber sie war nicht im Bann der Stadt, sondern nur im Bann ihrer selbst. Und nun ging sie die große Mittelstraße hinauf, an dem Rathhause vorüber, hinter dessen durchbrochenen Giebelrosetten der Himmel wieder glühte, so roth und prächtig wie jenen Abend, wo Valtin sie die Treppe hinunter in's Freie getragen und von jähem Tod errettet hatte. Errettet?

Ach, daß sie damals zerdrückt und zertreten worden wäre. Nun zertrat sie diese Stunde! Aber sie redete sich zu, und schritt weiter in die Stadt hinein, bis sie dem Minde'schen Hause gegenüber hielt. Es war nichts da, was sie hätte stören oder überraschen können. In allem derselbe Anblick wie früher. Da waren noch die Nischen, auf deren Steinplatten sie, lang, lang eh Trud in's Haus kam, mit Valtin gesessen und geplaudert hatte, und dort oben die Giebelfenster, die jetzt aufstanden, um die Frische des Abends einzulassen, das waren ihre Fenster. Dahinter hatte sie geträumt, geträumt so Vieles, so Wunderbares. Aber doch nicht das!

In diesem Augenblicke ging drüben die Thür, und ein Knabe, drei- oder vierjährig, lief auf die Stelle zu, wo Grete stand. Sie sah wohl, wer es war, und wollt' ihn bei der Hand nehmen; aber er riß sich los und huschte bang und ängstlich in eines der Nachbarhäuser hinein. „So beginnt es" sagte sie und schritt quer über den Damm und auf das Haus zu, dessen Thüre offen geblieben war. In dem Flure, trotzdem es schon dämmerte, ließ sich alles deutlich erkennen: an den Wänden hin standen die braunen Schränke, dahinter die weißen, und nur die Schwalbennester, die links und rechts an dem großen Querbalken geklebt hatten, waren abgestoßen. Man sah nur noch die Rundung, wo sie vordem gesessen. Das erschreckte sie mehr als alles andre. „Die Schwalben sind nicht mehr heimisch hier," sagte sie „das Haus ist ungastlich geworden." Und nun klopfte sie und trat ein.

Ihr Auge glitt unwillkürlich über die Wände hin, an denen ein paar von den Familienbildern fehlten, die früher dagewesen waren, auch das ihrer Mutter; aber der große Nußbaumtisch stand noch am alten Platz, und an der einen Schmalseite des Tisches, den Kopf zurück, die Füße weit vor, saß Gerdt, und las. Es schien ein Actenstück, dessen Durchsicht ihm in seiner Rathsherren-Eigenschaft obliegen mochte. Denn einer von den Mindes saß immer im Rathe der Stadt. Das war so seit hundert Jahren oder mehr.

Grete war an der Schwelle stehen geblieben, und erst als sie wahrnahm daß Gerdt aufsah und die wenigen Bogen, die das Actenstück bildeten, zur Seite legte, sagte sie: „Grüß Dich Gott, Gerdt. Ich bin Deine Schwester Grete."

„Ei, Grete," sagte der Angeredete, „bist Du da! Wir haben uns lange nicht gesehen. Was machst Du? Was führt Dich her?"

„Valtin ist todt. . ."

„Ist er? So!"

„Valtin ist todt, und ich bin allein. Ich hab' ihm auf seinem Sterbebette versprechen müssen, Euch um Verzeihung zu bitten. Und da bin ich nun, und thu's, und bitte Dich um eine Heimstatt und um einen Platz an Deinem Herd. Ich bin müde des Umherfahrens und will still und ruhig werden. Ganz still. Und ich will Euch dienen; das soll meine Buße sein." Und sie warf sich, als sie so gesprochen, mit einem heftigen Entschlusse vor ihm nieder, mehr rasch als reuig, und sah ihn fragend und mit sonderbarem

Ausdruck an. Das Kind aber hielt sie mit der Linken unter ihrem Mantel.

Gerdt war in seiner bequemen Lage geblieben und sah an die Zimmerdecke hinauf. Endlich sagte er: „Buße! Nein, Grete, Du bist nicht bußfertig geworden. Ich kenne Dich besser, Dich und Deinen stolzen Sinn. Und in Deiner Stimme klingt nichts von Demuth. Aber auch wenn Du Demuth gelernt hättest, unsere Schwester kann nicht unsre Magd sein. Das verbiete uns das Herkommen und das Gerede der Leute."

Grete war in ihrer knieenden Stellung verblieben und sagte:

„Ich dacht' es wohl. Aber wenn ich es nicht sein kann, so sei es das Kind. Ich lieb' es und weil ich es so liebe, mehr als mein Leben, will ich mich von ihm trennen, und will's in andere Hände geben. In Eure Hände Es wird nicht gut und glückliche Tage haben, ich weiß ja welche, aber wenn es nicht in Glück aufwächst, so wird es doch in Sitt' und Ehren aufwachsen Und das soll es. Und so Ihr Euch seiner schämt, so thut es zu guten Leuten in Pfleg' und Zucht, daß es ihr Kind wird und mich vergißt, und nichts an ihm bleibt von Sünd' und Makel und von dem Flecken seiner Geburt. Erhöre mich, Gerdt; sage ja, und Ihr sollt mich nicht wiedersehen Ich will fort, weit fort, und mir eine Stelle suchen, zum Leben und zum Sterben. Thu's! Ach, Lieb' und Haß haben mir die Sinne verwirrt und Vieles ist geschehen, das besser nicht geschehen wäre. Aber es ist nichts Böses an dieser meiner Hand. Hier lieg' ich; ich habe mich vor Dir niedergeworfen nimm mich wieder auf! Hilf mir, und wenn nicht mir, so hilf dem Kind."

Gerdt sah auf die kniende Frau, gleichgültig und mitleidslos, und sagte während er den Kopf hin und her wiegte:

„Ich mag ihm nicht Vater sein und nicht Vormund und Berather. Du hast es so gewollt, nun hab' es. Es schickt sich gut, daß Du's unterm Mantel trägst, denn ein Mantelkind ist es. Bei seinem vollen Namen will ich's nicht nennen."

Und er ließ sie liegen und griff nach dem Actenbündel, als ob er der Störung müde sei und wieder lesen wolle.

Grete war jetzt aufgesprungen und ein Blick unendlichen Hasses schoß aus ihren Augen. Aber sie bezwang sich noch und sagte mit einer Stimme, die plötzlich tonlos und heiser geworden war: „Es ist gut so, Gerdt. Aber noch ein Wort. Du hast mich nicht erhören wollen in meiner Noth, so höre mich denn in meinem Recht. Ich bin als eine Bittende gekommen, nicht als eine Bettlerin. Denn ich bin keine Bettlerin. Ich bin des reichen Jacob Minde Tochter. Und so will ich denn mein Erbe. Hörst Du, Gerdt, mein Erbe."

Gerdt faltete die Bogen des Aktenstücks zusammen, schlug damit in sein linke Hand und lachte: „Erbe! Woher Erbe, Grete? Was brachte Deine Mutter ein? Kennst Du das Lied vom Sperling und der Haselnuß? Erbe! Du hast keins. Du hast Dein Kind, das ist alles. Versuch' es bei den Zernitzens, sprich bei dem Alten vor. Der Valtin hat ein Erbe. Und Emrentz denk' ich wird sich freuen Dich zu sehn."

„Ist das Dein letztes Wort?"

„Ja, Grete."

„So gehab' Dich wohl, und Dein Lohn sei wie Dein Erbarmen." Und damit wandte sie sich und schritt auf die Thür und den Flur zu. Als sie draußen an dem Fenster vorüber kam, sah sie noch einmal hinein, aber Gerdt, der abgewandt und in Gedanken da saß, bemerkte nichts.

Er sah auch noch starr vor sich hin, als Trud eintrat und einen Doppelleuchter vor ihn auf den Tisch stellte. Denn es dunkelte schon. Sie waren kein plaudrig Ehepaar, und die stummen Abende waren in ihrem Hause zu Hause; heut aber stellte Trud allerlei Fragen, und Gerdt, dem es unbehaglich war, erzählte schließlich von dem, was die letzte Stunde gebracht hatte. Ueber alles ging er rasch hinweg; nur als er an das Wort „Erbe" kam, konnt' er davon nicht los und wiederholte sich's zweimal, dreimal, und zwang sich zu lachen.

Trud aber, als er so sprach, war an das Fenster getreten und klopfte mit ihren Nägeln an die Scheiben, wie sie zu thun pflegte, wenn sie zornig war. Endlich wandte sie sich wieder und sagte: „Und was glaubst Du, was nun geschieht?"

„Was geschieht? Ich weiß es nicht."

„Aber ich weiß es. Meinst Du, daß diese Hexe sich an die Landstraße setzen und Dir zu Liebe sterben und verderben wird?! O, Gerdt, Gerdt, es kann nicht gut thun. Ich hätt's gedurft, vielleicht gedurft, denn wir waren uns fremd und feind von Anfang an. Aber Du! Du durftest es nicht. Ein Unheil giebt's! Und Du selber hast es herauf beschworen. Um guten Namens willen, sagst Du? Geh; ich kenn' Dich besser. Aus Geiz und Habsucht und um Besitz und Goldes willen! Nichts weiter."

Er sprang auf und wollte heftig antworten, denn so stumpf und gefügig er war, so zornmüthig war er, wenn an seinem Besitz gerüttelt wurde. Trud aber, uneingeschüchtert, schnitt ihm das Wort ab und sagte: „Sprich nicht, Gerdt; ich lese Dir das schlechte Gewissen von der Stirn herunter. Deine Mutter hat's eingebracht, ich weiß es. Aber als die Span'sche, Gott sei's geklagt, in unser Haus kam, da hatte sich's verdoppelt und aus eins war zwei geworden. Und so Du's anders sagst, so lügst Du. Sie hat ein Erbe. Sieh nicht so täppisch drein. Ich weiß es, und so sie's nicht empfängt, so wollen wir sehen, was von Deinem und Ihrem übrig bleibt. Lehre mich sie kennen. Ich hab' ihr in die schwarzen Augen gesehen, öfter als Du. Gezähmt, sagst Du? Nie, nie." Und sie zog ihren Knaben an sich, der, während sie sprach, ins Zimmer getreten war.

„Ihr sprecht von der Frau," sagte das Kind. „Ich weiß. Sie hat mich bei der Hand nehmen wollen. Drüben. Aber ich habe mich vor ihr gefürchtet und von ihr losgerissen."

19. Grete vor Peter Guntz.

Grete war allem Anscheine nach ruhig aus dem Hause getreten; aber in ihrem Herzen jagte sich's wie Sturm und hundert Pläne schossen in ihr

auf und schwanden wieder, alle von dem einen Verlangen eingegeben, ihrem Haß und ihrer Rache genug zu thun. Und immer war es Gerdt, den sie vor Augen hatte, nicht Trud; und auf seinen Schultern stand ein rothes Männlein mit einem rothen Hut und einer rothen vielgezackten Fahne, das wollt' er abschütteln; aber er konnt' es nicht. Und sie lachte vor sich hin, ganz laut, und nur in ihrem Innern klang es leise: „Bin ich irr'?"

Unter solchen Bildern und Vorstellungen war sie grad' über den Rathhausplatz hinaus, als sie plötzlich, wie von einem Lichtscheine geblendet, sich wieder umsah, und der halben Mondesscheibe gewahr wurde, die still und friedlich, als regiere sie diese Stunde, über dem Giebelfelde des Rathhauses stand. Und sie sah hinauf, und ihr war, als lege sich ihr eine Hand beruhigend auf das Herz. „Es soll mir ein Zeichen sein," sagte sie. „Vor den Rath will ich es bringen; der soll mich aufrichten . . . Nein, nicht aufrichten. Richten soll er. Ich will nicht Trost und Gnade von Menschenmund und Menschenhand, aber mein Recht will ich, mein Recht gegen ihn, der sich und seiner Seelen Seligkeit dem Teufel verschrieben hat. Denn der Geiz ist der Teufel." Und sie wiederholte sich's, und grüßte mit ihrer Hand zu der Mondesscheibe hinauf.

Dann aber wandte sie sich wieder und ging auf das Thor und die Vorstadt zu.

Draußen angekommen, setzte sie sich zu den Gästen, und sprach mit ihnen und bat um etwas Milch. Als ihr diese gebracht worden, verabschiedete sie sich rasch und stieg in die Bodenkammer hinauf, darin ihr die Wirthin ein Bett und eine Wiege gestellt hatte. Und todtmüde von den Anstrengungen des Tags warf sie sich nieder und schlief ein. Bis um Mitternacht, wo das Kind unruhig zu werden anfing. Sie hörte sein Wimmern und nahm es auf, und als sie's gestillt und wieder eingewiegt, öffnete sie das Fenster, das den Blick auf die Vorstadts-Gärten und dahinter auf weite, weite Stoppelfelder hatte. Der Mond war unter, aber die Sterne glitzerten in beinah' winterlicher Pracht, und sie sah hinauf in den goldenen Reigen und streckte beide Hände danach aus. „Gott erbarme Dich mein!" Und sie kniete nieder und küßte das Kind. Und ihren Kopf auf dem Kissen und ihre rechte Hand über die Wiege gelegt, so fand sie die Wirthin, als sie bei Tagesanbruch eintrat, um sie zu wecken.

Der Schlaf hatte sie gestärkt, und noch einmal fiel es wie Licht und Hoffnung in ihr umdunkeltes Gemüth, ja, ein frischer Muth kam ihr, an den sie selber nicht mehr geglaubt hatte. Jeder im Rathe kannte sie ja, und der alte Peter Gunz war ihres Vaters Freund gewesen. Und Gerdt? der hatte keinen Anhang und keine Liebe. Das wußte sie von alten und neuen Zeiten her. Und sie nahm einen Imbiß und spielte mit dem Kind und plauderte mit der Wirthin, und auf Augenblicke war es, als vergäße sie, was sie hergeführt.

Aber nun schlug es elf von Sanct Stephan. Das war die Stunde,

wo die Rathmannen zusammen traten, und sie brach auf und schritt rasch auf das Thor zu, und wie gestern die Lange Straße hinauf.

Um das Rathhaus her war ein Gedränge. Marktfrauen boten feil, und sie sah dem Treiben zu. Ach, wie lange war es, daß sie solchen Anblick nicht gehabt und sich seiner gefreut hatte! Und sie ging von Stand zu Stand und von Kram zu Kram, um das halbe Rathhaus herum, bis sie zuletzt an die Rückwand kam, wo nur noch ein paar einzelne Scharren standen. In Höhe dieser war eine Steintafel in die Wand eingelassen, die sie früher an dieser Stelle nie bemerkt hatte. Und doch mußte sie schon alt sein, das ließ sich an dem graugrünen Moos und den altmodischen Buchstaben erkennen. Aber sie waren noch deutlich zu lesen. Und sie las:

Hastu Gewalt, so richte recht,
Gott ist Dein Herr und Du sein Knecht;
Verlaß Dich nicht auf Dein Gewalt,
Dein Leben ist hier bald gezahlt,
Wie Du zuvor hast 'richtet mich,
Also wird Gott auch richten Dich;
Hier hastu gerichtet nur kleine Zeit,
Dort wirstu gerichtet in Ewigkeit.

„Wie schön!" Und sie las es immer wieder, bis sie jedes Wort auswendig wußte. Dann aber ging sie rasch um die zweite Hälfte des Rathhauses herum, und stieg die Freitreppe hinauf, die, mit einer kleinen Biegung nach links, unmittelbar in den Sitzungssaal führte.

Es war derselbe Saal, in dem, zu Beginn unsrer Erzählung, die Puppenspieler gespielt und das verhängnißvolle Feuerwerk abgebrannt hatten. Aber statt der vielen Bänke stand jetzt nur ein einziger langer Tisch inmitten desselben, und um den Tisch her, über den eine herunterhängende grüne Decke gebreitet war, saßen Burgemeister und Rath. Zuoberst Peter Guntz, und zu beiden Seiten neben ihm: Caspar Helmreich, Joachim Lemm, Christoph Thone, Jürgen Lindstedt, und drei, vier andre noch. Nur Rathsherr Zernitz hatte sich mit Krankheit entschuldigen lassen. An der andern Schmalseite des Tisches aber wiegte sich Gerdt auf seinem Stuhl, dasselbe Actenbündel in Händen, in dem er gestern gelesen hatte.

Er verfärbte sich jetzt und senkte den Blick, als er seine Schwester eintreten sah, und aus allem war ersichtlich, daß er eine Begegnung an dieser Stelle nicht erwartet hatte. Grete sah es und trat an den Tisch und sagte: „Grüß Euch Gott, Peter Guntz. Ihr kenn't mich nicht mehr; aber ich kenn' Euch. Ich bin Grete Minde, Jacob Minde's einzige Tochter."

Alle sahen betroffen auf, erst auf Grete, dann auf Gerdt, und nur der alte Peter Guntz selbst, der soviel gesehen und erlebt hatte, daß ihn nichts mehr verwundersam bedünkte, zeigte keine Betroffenheit und sagte freundlich: „Ich kenn' Dich wohl. Armes Kind. Was bringst Du, Grete? Was führt Dich her?"

„Ich komm', um zu klagen wider meinen Bruder Gerdt, der mir mein

Erbe weigert. Und dessen denk' ich, hat er kein Recht. Ich kam in diese Stadt, um wieder gut zu machen, was ich gefehlt, und wollte dienen und arbeiten, und bitten und beten. Und das alles um dieses meines Kindes willen. Aber Gerdt Minde hat mich von seiner Schwelle gewiesen; er mißtraut mir; und vielleicht, daß er's darf. Denn ich weiß es wohl, was ich war und was ich bin. Aber wenn ich kein Recht hab' an sein brüderlich Herz, so hab' ich doch ein Recht an mein väterlich Gut. Und dazu Peter Guntz, und ihr andern Herren vom Rath, sollt ihr mir willfährig und behülflich sein."

Peter Guntz, als Grete geendet, wandte sich an Gerdt und sagte: „Ihr habt die Klage gehört, Rathsherr Minde. Ist es, wie sie sagt? Oder was habt Ihr dagegen vorzubringen."

„Es ist nicht, wie sie sagt" erhob sich Gerdt von seinem Stuhl. „Ihre Mutter war einer armen Frauen Kind, Ihr wisset all' wes Landes und Glaubens, und kam ohne Mitgift in unser Haus."

„Ich weiß."

„Ihr wißt es. Und doch soll ich sprechen, wo mir zu schweigen ziemlicher wär'. Aber Euer Ansinnen lässet mir keine Wahl. Und so höret denn. Jacob Minde, mein Vater, so klug er war, so wenig umsichtig war er. Und so zeigte sich's von Jugend auf. Er hatte keine glückliche Hand in Geschäften und ging doch gern ins Große, wie die Lübischen thun und die Flandrischen. Aber das trug unser Haus nicht. Und als ihm zwei Schiffe scheiterten, da war er selbst am Scheitern. Und um diese Zeit war es, daß er meine Mutter heimführte, von Stendal her, Baldewin Rickhart's einzige Tochter. Und mit ihr kam ein Vermögen in unser Haus. . ."

„Mit dem Euer Vater wirthschaftete."

„Aber nicht zu Segen und Vortheil. Und ich habe mich mühen müssen und muß es noch, um alte Mißwirthschaft in neue Gutewirthschaft zu verkehren, und alles was ich mein nenne bis diese Stunde, reicht nicht heran an das Eingebrachte von den Stendal'schen Rickharts her."

„Und dies sagt Ihr an Eides statt, Rathsherr Minde!"

„Ja, Peter Guntz."

„Dann, so sich nicht Widerspruch erhebt, weis' ich Dich ab mit Deiner Klage. Das ist Tangermündisch Recht. Aber eh' ich Dich, Grete Minde, die Du zu Spruch und Beistand uns angerufen hast, aus diesem unserem Gericht entlasse, frag' ich Dich, Gerdt Minde, ob Du Dein Recht brauchen und behaupten, oder nicht aus christlicher Barmherzigkeit von ihm ablassen willst. Denn sie, die hier vor Dir steht, ist Deines Vaters Kind und Deine Schwester."

„Meines Vaters Kind, Peter Guntz, aber nicht meine Schwester. Damit ist es nun vorbei. Sie fuhr hoch, als sie noch mit uns war; nun fährt sie niedrig, und steht vor Euch und mir, und birgt ihr Kind unterm Mantel. Fragt sie, wo sie's her hat? Am Wege hat sie's geboren. Und ich habe nichts gemein mit Weibern, die zwischen Heck' und Graben

ihr Feuer zünden und ihre Lagerstatt beziehn. Unglück? Wer's glaubt. Sie hat's gewollt. Kein falsch Erbarmen, liebe Herren. Wie wir uns betten, so liegen wir."

Grete, während ihr Bruder sprach, hatte das Kind aus ihrem Mantel genommen und es fest an sich gepreßt. Jetzt hob sie's in die Höh', wie zum Zeichen, daß sie's nicht verheimlichen wolle. Und nun erst schritt sie dem Ausgange zu. Hier wandte sie sich noch einmal und sagte ruhig und mit tonloser Stimme:

Verlaß Dich nicht auf Dein Gewalt,
Dein Leben ist hier bald gezahlt,
Wie Du zuvor hast 'richtet mich
Also wird Gott auch richten Dich —

und verneigte sich und ging.

Die Rathsherren, deren anfängliche Neugier und Theilnahme rasch hingeschwunden war, sahen ihr nach, einige hart und spöttisch, andere gleichgültig.

Nur Peter Gunz war in Sorg' und Unruh' über das Urtel, das er hatte sprechen müssen. „Ein unbillig Recht, ein todtes Recht." Und er hob die Sitzung auf und ging ohne Gruß und Verneigung an Gerdt Minde vorüber.

20. Hier hastu gerichtet nur kleine Zeit, Dort wirstu gerichtet in Ewigkeit.

Grete war die Treppe langsam hinabgestiegen. Das Markttreiben unten dauerte noch fort, aber sie sah es nicht mehr; und als sie den Platz hinter sich hatte, richtete sie sich auf, wie von einem wirr-phantastischen Hoheitsgefühl ergriffen. Sie war keine Bettlerin mehr, auch keine Bittende; nein; ihr gehörte diese Stadt, ihr. Und so schritt sie die Straße hinunter auf das Thor zu.

Aber angesichts des Thores bog sie nach links hin in eine Scheunengasse und gleich dahinter in einen schmalen, grasüberwachsenen Weg ein, der, zwischen der Mauer und den Gärten hin, im Zirkel um die Stadt lief. Hier durfte sie sicher sein, Niemandem zu begegnen, und als sie bei der Minde'schen Gartenpforte war, blieb sie stehen. Erinnerungen kamen ihr, Erinnerungen an ihn, der jetzt auf dem Klosterkirchhof schlief, und ihr schönes Menschenantlitz verklärte sich noch einmal unter flüchtiger Einkehr in alte Zeit und altes Glück. Aber dann schwand es wieder, und jener starr-unheimliche Zug war wieder da, der über die Trübungen ihrer Seele keinen Zweifel ließ. Es war ihr mehr auferlegt worden, als sie tragen konnte, und das Zeichen, von dem die Domina gesprochen, heut hätt' es jeder gesehen. Und nun legte sie die Hand auf die rostige Klinke, drückte die Thür auf und zu, und sah, ihren Vorstellungen nachhängend, auf die hohen Dächer und Giebel, die von drei Seiten her das gesammte Hof- und Gartenviereck dieses Stadttheils umstanden. Einer dieser

Giebel war der Rathhausgiebel, jetzt schwarz und glasig, und hinter dem Giebel stand ein dickes Gewölk. Zugleich fühlte sie, daß eine schwere, feuchte Luft zog; Windstöße fuhren dazwischen, und sie hörte wie das Obst von den Bäumen fiel. Ueber die Stadt hin aber, von Sanct Stephan her, flogen die Dohlen, unruhig als ob sie nach einem andren Platze suchten und ihn nicht finden könnten. Grete sah es alles. Und sie sog die feuchte Luft ein und ging weiter. Ihr war so frei.

Als sie das zweite Mal ihren Zirkelgang gemacht und wieder das Thor und seinen inneren Vorplatz erreicht hatte, verlangte sie's nach einer kurzen Rast. Eine von den Scheunen, die mit dem Vorplatz grenzte, dünkte ihr am bequemsten dazu. Das Dach war schadhaft und die Lehmfüllung an vielen Stellen aus dem Fachwerk herausgeschlagen. Und sie bückte sich und schlüpfte durch eines dieser Löcher in die Scheune hinein. Diese war nur halb angefüllt, zumeist mit Stroh und Werg, und wo der First eingedrückt war, hing die Dachung in langen Wiepen herunter. Sie setzte sich in den Werg, als wolle sie schlafen. Aber sie schlief nicht, von Zeit zu Zeit vielmehr erhob sie sich, um unter das offene Dach zu treten, wo der Himmel finster-wolkig und dann wieder in heller Tagesbläue hereinsah. Endlich aber blieb die Helle fort, und sie wußte nun, daß es wirklich Abend geworden. Und darauf hatte sie gewartet. Sie bückte sich und tappte nach ihrem Bündel, das sie bei Seite gelegt, und als sie's gefunden und sich wieder aufgerichtet hatte, gab es in dem Dunkel einen blassen, bläulichen Schein, wie wenn sie einen langen Feuerfaden in ihrer Hand halte. Und nun ließ sie den Faden fallen, und kroch, ohne sich umzusehen, aus der Fachwerk-Oeffnung wieder in's Freie hinaus.

Wohin? In die Stadt? Dazu war es noch zu früh, und so suchte sie nach einem schon vorher von ihr bemerkten, aus Ziegel und Feldstein aufgemauerten Treppenstück, das von der Innenseite der Stadtmauer her, in einen alten, längst abgetragenen Festungsthurm hinaufführte. Und jetzt hatte sie das Treppenstück gefunden. Es war schmal und bröcklig, und einige Stufen fehlten ganz; aber Grete, wie nachtwandelnd, stieg die sonderbare Leiter mit Leichtigkeit hinauf, setzte sich auf die losen Steine und lehnte sich an einen Berberitzenstrauch, der hier oben auf der Mauer aufgewachsen war. So saß sie und wartete; lange; aber es kam keine Ungeduld über sie. Endlich drängte sich, ein schwarzer Qualm aus der Dachöffnung und im nächsten Augenblicke lief es in rothen Funken über den First hin und alles Holz- und Sparrenwerk knisterte auf, als ob Reisig von den Flammen gefaßt worden wäre. Dazu wuchs der Wind, und wie aus einem zugigen Schlot heraus, fuhren jetzt die brennenden Wergflocken in die Luft. Einige fielen seitwärts auf die Nachbarscheunen nieder, andre aber trieb der Nordwester vorwärts auf die Stadt und eh eine Viertelstunde um war, schlug an zwanzig Stellen das Feuer an und von allen Kirchen her begann das Stürmen der Glocken. „Das ist Sanct Stephan," jubelte Grete, und dazwischen, in wirrem Wechsel, summte

sie Kinderlieder vor sich hin und rief in schrillem Ton und mit erhobener Hand in die Stadt hinein: „Verlaß Dich nicht auf Dein' Gewalt." Und dann folgte sie wieder den Glocken, nah und fern, und mühte sich den Ton jeder einzelnen herauszuhören. Und wenn ihr Zweifel kamen, so stritt sie mit sich selbst und sprach zu Gunsten dieser und jener, und wurde wie heftig in ihrem Streit. Endlich aber schwiegen alle, auch Sanct Stephan schwieg, und Grete, das Kind aufnehmend, das sie neben sich in das Mauergras gelegt hatte, sagte: „Nun ist es Zeit." Und sicher, wie sie die Treppe hinaufgestiegen, stieg sie dieselbe wieder hinab, und nahm ihren Weg, an den brennenden Scheunen entlang, auf die Hauptstraße zu.

Hunderte, von Furcht um Gut und Leben gequält, rannten an ihr vorüber, aber niemand achtete der Frau, und so kam sie bis an das Minde'sche Haus und stellte sich demselben gegenüber, an eben die Stelle, wo sie gestern gestanden hatte.

Gerdt konnte nicht zu Hause sein, alles war dunkel; aber an einem der Fenster erkannte sie Trud und neben ihr den Knaben, der, auf einen Stuhl gestiegen, in gleicher Höhe mit seiner Mutter stand. Beide wie Schattenbilder und allein. Das war es, was sie wollte. Sie passirte ruhig den Damm, danach die Thür und den langen Flur, und trat zuletzt in die Küche, darin sie jedes Winkelchen kannte. Hier nahm sie von dem Brett, auf dem wie früher die Zinn- und Messingleuchter standen, einen Blaker und fuhr damit in der Gluth-Asche des Herdes umher. Und nun tropfte das Licht und brannte hell und groß, viel zu groß, als daß der Zugwind es wieder hätte löschen können. Und so ging sie den Flur zurück, bis vorn an die Thür und öffnete rasch und wandte sich auf das Fenster zu, von dem aus Trud und ihr Kind nach wie vor auf die Straße hinaus starrten. Und jetzt stand sie zwischen Beiden. „Um Gottes Barmherzigkeit willen," schrie Trud, und sank bei dem Anblick der in vollem Irrsinn vor ihr Stehenden ohnmächtig in den Stuhl. Und dabei ließ sie den Knaben los, den sie bis dahin angst- und ahnungsvoll an ihrer Hand gehalten hatte. „Komm," sagte Grete, während sie das Licht auf die Fensterbrüstung stellte. Und sie riß den Knaben mit sich fort, über Flur und Hof hin, und bis in den Garten hinein. Er schrie nicht mehr, er zitterte nur noch. Und nun warf sie die Gartenthür wieder in's Schloß und eilte, den Knaben an ihrer Hand, ihr eigenes Kind unterm Mantel, an der Stadtmauer entlang auf Sanct Stephan zu. Hier, wie sie's erwartet, hatte das Stürmen längst aufgehört, Glöckner und Meßner waren fort, und unbehelligt und unaufgehalten stieg sie vom Unterbau des Thurmes her in den Thurm selbst hinauf: erst eine Wendeltreppe, danach ein Geflecht von Leitern, das hoch oben in den Glockenstuhl einmündete. Als die vordersten Sprossen kamen, wollte das Kind nicht weiter, aber sie zwang es und schob es vor sich her. Und nun war sie selber oben und zog die letzte Leiter nach. Um sie her hingen die großen Glocken, und summten leise, wenn sie den Rand derselben berührte. Und nun trat sie rasch an die Schallöcher,

die nach der Stadtseite hin lagen, und stieß die hölzernen Läden auf, die sofort vom Winde gefaßt und an die Wand gepreßt wurden. Ein Feuermeer unten die ganze Stadt; Vernichtung an allen Ecken und Enden, und dazwischen ein Rennen und Schreien, und dann wieder die Stille des Todes. Und jetzt fielen einige der vom Winde heraufgewirbelten Feuerflocken auf das Schindeldach ihr zu Häupten nieder, und sie sah wie sich vom Platz aus Aller Blicke nach der Höhe des Thurmes und nach ihr selber richteten. Unter denen aber, die hinaufwiesen, war auch Gerdt. Den hatte sie mit ihrer ganzen Seele gesucht, und jetzt packte sie seinen Knaben und hob ihn auf das Lukengebälk, daß er frei dastand und im Wiederscheine des Feuers von unten her in aller Deutlichkeit gesehen werden konnte. Und Gerdt sah ihn wirklich und brach in die Knie und schrie um Hülfe, und Alles um ihn her vergaß der eigenen Noth und drängte dem Portal der Kirche zu. Aber ehe noch die Vordersten es erreichen oder gar die Stufen der Wendeltreppe gewinnen konnten, stürzte die Schindelspitze prasselnd zusammen, und das Gebälk zerbrach an dem die Glocken hingen, und Alles ging niederwärts in die Tiefe.

* * *

Den Tag danach saßen Ilse Schulenburg und die Domina wieder an der Epheuwand ihres Hauses, und alles war wie sonst. Die Fenster standen auf, und das Feuer brannte drinnen im Kamin, und der Spitzkopf des großen Wolfshundes sah wieder wartend zu seiner Herrin auf. Von jenseit des Sees aber klang die Glocke, die zu Mittag läutete.

Um diese Stunde war es, daß ein Bote vom altmärkischen Landeshauptmann, Achaz von der Schulenburg, gemeldet wurde, der, ein Großoheim Ilsens, das Kloster zu schneller Hülfeleistung und zu Bethätigung seiner frommen und freundnachbarlichen Gesinnungen auffordern ließ. Ilse ging dem Boten entgegen und gab ihm Antwort und Zusage. Dann kehrte sie zu der Domina zurück.

„Was war es?“ fragte diese.

„Ein Bote vom Landeshauptmann.“

„Gute Nachricht?“

„Nein, böse. Tangermünde liegt in Asche.“

„Und Grete?“

„Mit unter den Trümmern.“

„Armes Kind . . . Ist heute der dritte Tag . . . Ich wußt' es . . “

So ging ihr Gespräch.

* * *

Am Abend aber gaben die Puppenspieler den „Sündenfall“. Der Saal war gefüllt und der Beifall groß. Niemand achtete des Wechsels, der in Besetzung der Rollen stattgefunden hatte.

Zenobia spielte den Engel.

Moderne Magie.

Von

Johannes Huber*).

— München. —

Das Geschichtliche.

Arago machte einmal die Bemerkung, daß derjenige, welcher mit Ausnahme der reinen Mathematik das Wort unmöglich ausspreche, der Vorsicht und Klugheit entbehre. Aber Niemand mehr als der sogenannte gesunde Menschenverstand wirft mit diesem Wort um sich; denn er ist der heftigste Widersacher von Allem, was über die herkömmlichen und geltenden Ansichten hinausgeht. Er ist es demnach auch, der sich dem Versuche, das räthselhafte und vielleicht nur imaginäre Gebiet der spiritistischen Erscheinungen einer Betrachtung zu unterziehen, sofort mit der Warnung entgegenstellt, an solche Thorheit nicht zu rühren. Betrachten wir indeß das Geschäft und die Leistungen dieses sogenannten Verstandes selbst, so wird unser Respect vor ihm nicht sonderlich steigen. Gegebene Wahrnehmungen mit einander in Uebereinstimmung und Zusammenhang setzend und sich daraus eine Erfahrung anschaffend, alles Neue an diese anknüpfend und von ihr aus erklärend, sieht er oder reicht er mit seinem Verstehen nur so weit, als sein bereits erworbener Vorstellungskreis Vermittlungen mit dem bisher noch nicht Wahrgenommenen gestattet. Wo ihm dies nicht mehr möglich ist, da resolvirt er sich rasch dahin, das Neue als Täuschung und die Annahme desselben als Aberglauben und Thorheit abzuweisen. So enthüllt sich dieser Verstand, wie ihn schon Hume richtig analysirte, als eine Gewohnheit unseres Vorstellens, die zwar gegen den Betrug vorsichtig zu machen, nicht minder aber auch den Geist zu beschränken im Stande ist. Wenn der Irrsinnige seine Wahnideen in logische Ordnung bringt und dann von ihnen aus die Wirklichkeit bestreitet und ablehnt, da sie ihn nicht in diese hinüberfinden lassen, so ist er inmitten seines Unverstandes noch immer im Besitze jenes Verstandes, ja er arbeitet geradezu

*) Die letzte Arbeit Huber's.

mit ihm, und wenn auch das, was dabei herauskömmt, nur Wahnsinn ist, so hat dieser Wahnsinn doch Methode. Im Mittelalter, wo auch die Kirche dem Verstande seinen Vorstellungskreis bestimmen konnte, hat er das, was er mit seiner gewohnten Erfahrung nicht mehr zu reimen vermochte, wenigstens nicht sogleich in seiner Thatsächlichkeit beanstandet, sondern als Wunder und Zauberei gelten lassen; in unserm Zeitalter hingegen, wo die Alltäglichkeit einer Erfahrung als Maaß und Richtschnur für die Möglichkeit gilt, fertigt er dergleichen als unmöglich ab. Wenn Roger Bacon wegen seiner den Horizont der Zeit überragenden Natureinsichten als Schwarzkünstler in's Gefängniß gesteckt wurde, so mußte de Caux, der Erfinder der Dampfmaschine, auf Richelieu's Befehl als Narr in's Bicêtre wandern, fand sich Galvani mit seiner großen Entdeckung als „Tanzmeister der Frösche" von Gelehrten und Unwissenden ausgelacht und erklärte man noch in unserm Jahrhundert Fulton's Idee von den Dampfschiffen als Narrheit. Erlauchte Institute der Wissenschaft haben sich in dieser Beziehung große Blößen gegeben, wie z. B. die Akademie zu Paris, als sie gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts das Leuchten des Meeres und das Regnen von Steinen als Widersinn verpönte. Auch die jüngste Geschichte der Wissenschaft enthält manches Kapitel, welches von den Schwierigkeiten erzählt, mit denen eine neue Einsicht und Entdeckung um Anerkennung zu ringen hatte. So möge sich denn dieser Verstand erst selber verstehen, seine Genesis und seine Methode bedenken und namentlich sich darüber nicht ohne Rechenschaft bleiben, ob sich sein Horizont wirklich schon mit aller möglichen Erfahrung decke, ehe er sich als Tribunal in der Frage des Spiritismus constituirt.

Da es sich bei den spiritistischen Phänomenen und Experimenten um nichts Geringeres handelt, als um eine Aufhebung des von unserer Wissenschaft festgestellten und festgehaltenen Naturmechanismus, so sind dieselben für Keinen, der dieses Allgemeine in den einzelnen Fällen bedenkt, läppisch und unbedeutend. Wenn seelenlose Körper, die nach dem Gesetz der Trägheit ihren Ort nicht von selbst verändern können, sich plötzlich zu bewegen anfangen, ohne daß ihnen von Außen ein Antrieb dazu geworden wäre; wenn sie ebenso spontan die Kraft der Schwere überwinden und ihr Gewicht verringernd sich in die Höhe heben; wenn in vollkommen verschlossenen Räumen dennoch ein Eindringen von Außen und wieder ein Verschwinden nach Außen stattfindet; wenn eine Perception und ein Wirken in die Ferne sich ereignet, ohne daß dabei die uns bekannte physiologische und physikalische Vermittlung nachzuweisen ist, so stehen wir, falls wir es in allen diesen Angaben nicht mit Hallucinationen oder bewußtem Betrug, sondern mit gut beobachteten Thatsachen zu thun haben, vor Vorkommnissen, die jeder Erklärung aus der Wirksamkeit der uns bekannten Naturkräfte spotten, die Annahme eines bloß mechanischen Causalnexus im Getriebe der Natur widerlegen und endlich unsere Raumanschauung als eine beschränkte, bloß subjectiv-menschliche offenbar machen. Je mehr nun Einer von der einzigen und universellen Herrschaft des Mechanismus

überzeugt ist, desto abwehrender wird er sich zu jenen Berichten stellen, die ihm wie die Delirien eines Fieberkranken klingen, und so ist die Scheu unserer Naturforscher, diesen Dingen auch nur eine Untersuchung zu widmen, wohl begreiflich; denn jede Vornahme einer solchen verriethe ja schon einen Zweifel an der mechanischen Naturerklärung und insoferne mindestens eine unwissenschaftliche Anwandlung. Vielleicht aber ist dieser Glaube an eine ausschließlich mechanische Weltverfassung auch nur Aberglaube, über den die Naturforschung, sobald sie zu einer letzen Erklärung alles mechanischen Geschehens sich anschickt, selber hinausschreiten muß.

Es war im März 1853, als Dr. Andree in Bremen die Leser der Augsburger Allgemeinen Zeitung mit der wunderlichen Nachricht überraschte, daß, wie er selbst beobachtet habe, durch lockeres Auflegen von Händen, welche zu einer Kette sich zusammenschließen, die schwersten Tische in eine rotirende und fortschreitende Bewegung versetzt werden können. Alle Welt lachte und spottete über diese Nachricht, und Dr. Andree selbst scheint sich über die Aufnahme derselben keiner Täuschung hingegeben zu haben, da er seine Mittheilung mit den Worten schloß:

„Hier ist Stoff für Ernste und Lustige, für die Facultäten, wie für die Fliegenden Blätter und den Kladderadatsch.“ Aber die Neugierde war einmal erregt und in wenigen Wochen grassirte in Deutschland eine wahre Epidemie der Tischrückerei, der nicht bloß ungebildete und abergläubische Personen, sondern selbst gelehrte Häupter zum Opfer fielen. Schon am 11. April tanzte die Juristenfacultät von Heidelberg in der Wohnung des Herrn v. Mohl mit einem wie rasend gewordenen Tisch herum. Vergeblich, daß Alexander v. Humboldt mit einer mechanischen Erklärung des Phänomens das Interesse an der Sache zu erdrücken suchte, und daß Schubert die Frommen vor diesem neuen Teufelsspuk warnte; weder die Köpfe, noch die Tische kamen in Ruhe und mehr als Einer wiederholte dem Unglauben der Naturwissenschaft gegenüber Galilei's berühmtes Wort: „E pur si muove.“

Justinus Kerner, damals die erste Autorität auf dem sogenannten Nachtgebiete der Natur, wußte sogleich aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen und Forschungen nachzuweisen, daß die ganze Erscheinung eine alte, längst beobachtete Thatsache sei; doch verwarf er die Schwärmerei jener, welche, wie das bereits in Nordamerika zu einem verbreiteten Glauben geworden war, durch die sich bewegenden Tische Manifestationen abgeschiedener Seelen erhalten wollten. Er bezeichnete das Agens bei diesen Vorkommnissen als ein dem menschlichen Organismus innewohnendes elektro-magnetisches Fluidum, als eine subtile imponderable Materie von einer viel größeren Kraft als Elektricität, Galvanismus und Magnetismus, welche die Seele unmittelbar umkleide, und mit dessen Hilfe sie in die Ferne und auf die gröbere Stoffwelt zu wirken, insbesondere auch die Schwere in den Körpern aufzuheben vermöge. Ein solches Agens hatten bereits Ritter, Kieser, Eschenmayer u. A. postulirt und ihnen gesellte sich Reichenbach mit seiner Odlehre bei. —

Was in Deutschland der Autorität der Wissenschaften nicht gelang, nämlich die Epidemie der Tischorakel zu bewältigen, das that von selbst die Zeit, welche das Interesse an der Sache abstumpfte und bald mit neuen Merkwürdigkeiten die Köpfe beschäftigte. Nur sporadisch und in verborgenen Kreisen lebte hier die neu aufgefundene magische Kraft noch fort, des Seltsamen mancherlei fördernd, was wenigstens für den Psychologen nicht uninteressant war. Einen andern Verlauf nahmen diese Dinge in Nordamerika, in England und Frankreich. Namentlich in dem Ersteren, dem Mutterboden dieses ganzen Mysticismus, wuchsen sie sich zu einer Bewegung und Richtung des öffentlichen Geistes aus, die in Volksversammlungen und in den Schulen vom Katheder herab das Wort ergreift, sowohl in einer periodischen Presse wie in einer fast unabsehbaren abenteuerlichen Literatur Propaganda macht, sich zu einer Doctrin, die zum Theil mit den radicalsten Tendenzen der Zeit sich berührt, ausgestaltet und Millionen von Anhängern und Trägern bis jetzt gefunden hat. Hepworth Dixon meinte in seinem vor etwa 12 Jahren erschienenen Buch „Neu-Amerika" drei Millionen nordamerikanischer Spiritualisten rechnen zu dürfen, worunter er scharfsinnige Advocaten, tapfere Soldaten und anerkannt tüchtige Schriftsteller und Gelehrte entdeckte. „Diese Millionen Spiritualisten", schreibt er, „verkünden es als ihre persönliche Ueberzeugung, daß die alten religiösen Evangelien erschöpft, daß die darauf gegründeten Kirchen todt sind, daß die Menschen neuer Offenbarungen bedürfen. Sie behaupten, daß die Erscheinungen, welche jetzt in hundert amerikanischen Städten eingeführt werden — Zeichen wunderbarer Art: das Klopfen durch unbekannte Medien, das Zeichnen von unsichtbaren Händen, Erscheinungen, welche gewöhnlich in verdunkelten Zimmern und unter den Tischen von Damen zur Darstellung gebracht werden — einen annehmbaren Grundplan für einen neuen, wahren und endlichen Glauben an unsichtbare Dinge darbieten. Sie haben bereits ihre Lyceen, ihre Katechismen, ihre Zeitungen, ihre Propheten und Prophetinnen, Medien und Hellseher, ihren Sonntagsgottesdienst, ihre Feste, ihre Picknickpartien, ihre Lagerversammlungen, ihre localen Gesellschaften, ihre Staatseinrichtungen, ihre allgemeinen Conferenzen, kurz, die ganze Maschinerie unserer thätigsten und blühendsten Gesellschaften."

Ein solcher Aufschwung des Spiritismus in dem classischen Lande der religiösen Sectirerei begreift sich leicht; schon die Quäker, welche das in Jedem sich verkündende Gotteswort gegenüber der Bibel und jeder kirchlichen Satzung betonten und demnach das Individuum auf seine eigenen Inspirationen und Reflexionen in Sachen der religiösen Wahrheit hinwiesen, brachten bei ihrer Ansiedlung im Gebiet des Delaware den Impuls zum Propheten- und Seherthum mit, und es läßt sich durch das Mittelglied der Methodisten bis zu den daraus hervorgehenden Shakern, die das innere Licht am meisten cultivirten, in der Union eine Reihe von religiös-mystischen Gründungen verfolgen, deren neuester und letzter Ausläufer der Spiritismus ist. Besonders auch Frauen wirkten hier maßgebend ein, und ohne Zweifel ist Nordamerika's moderner

Jacob Böhme, der ehemalige Schusterlehrling Andrew Jackson Davis, aus der Schule der Anna Lee, die ihren Hauptsitz um New-York aufgeschlagen hatte, hervorgegangen. Bei der nervösen Constitution des Yankee's konnten innerliche Gesichte sich leicht in sinnliche, mit dem Scheine objectiver Wirklichkeit auftretende Bilder verdichten und das, was man Vision und Hallucination nennt, zu üppiger Entfaltung gelangen. Als Visionär und Hallucinant kündigt sich Davis, der geistige Vater des Spiritismus, in seiner Selbstbiographie an; schon als Knabe will er mit Geistern in derselben Weise wie mit Menschen verkehrt haben. Am 11. August 1826 zu Blooming-Grove im Staate New-York unter den kümmerlichsten Verhältnissen armer Eltern geboren, mußte er in seiner Kindheit das Vieh hüten und konnte sich, da er nur fünf Monate lang in die Schule ging, kaum die nothdürftigsten Elementarkenntnisse und nicht einmal eine correcte Handhabung seiner Muttersprache aneignen. Aber Wunder und Zeichen geschahen an ihm schon von Jugend auf. Im Jahre 1842 kam er in dem Städtchen Poughkeepsie zu einem Schuster in die Lehre, und drei Jahre darauf wurden mit ihm die Manipulationen des Mesmerismus vorgenommen, worüber er in den Zustand des Schlafwachens und der Clairvoyance verfallen sein und nun bei Krankheiten der verschiedensten Art eine richtige Diagnose gestellt und wirksame Heilmittel ordinirt haben soll. An glaubwürdigen Zeugnissen hiefür fehlt es nicht. Doch noch viel Wunderbareres folgte. Davis wurde nämlich nach New-York gebracht und dictirte hier vom 28. November 1845 ab in einer Reihenfolge von 157 Sitzungen mit verbundenen Augen und im magnetischen Schlaf vor einer Anzahl von Personen, worunter sich auch wissenschaftlich gebildete Männer befanden, ein großes Werk. „Die Principien der Natur, ihre göttlichen Offenbarungen und eine Stimme an die Menschheit." Man denkt hier zuerst an amerikanischen Humbug. Da der Schusterlehrling, der bis dahin seine Bildung nicht sehr erweitert und nur wenige, meistens nur theologische Schriften gelesen hatte, den Inhalt dieser Dictate nicht aus seinem eigenen Wissen schöpfen konnte, so liegt die Annahme nahe, daß ihm ein Anderer denselben geliefert und er, nachdem er diese Mittheilungen auswendig gelernt hatte, sie nun als wie eine höhere Eingebung vorgetragen habe. Wie das Buch der Mormonen eine sehr durchsichtige Täuschung war, so konnte es sich hier um einen ähnlichen, nur etwas raffinirteren Schwindel handeln. Indessen widerspricht eine solch einfache Lösung des Räthsels, welche Davis und seine Complicen, den Geistlichen Fishbough und den Arzt Lyon zu Betrügern stempelt, allen Zeugnissen, welche wir von dem Charakter des Ersteren und zwar selbst von gegnerischer Seite besitzen. Von Allen, die ihn kennen gelernt, wird Davis als wahrhaft und ehrlich geschildert, und auch jene beiden Männer, von denen der erstere seine Dictate aufzeichnete, der andere ihn magnetisch behandelte, erfreuten sich eines guten Rufes. Daher Mr. Mahan, der erste Präsident der Cleveland-Universität, welcher gegen die Offenbarungen von Davis auftrat, doch nicht zu der Erklärung aus Betrug griff, sondern dafür an einen andern, unserer Wissenschaft kaum

plausiblen Vorgang, welcher jedoch das Wunderbare immer noch natürlich verstehen läßt, appellirte. Mahan's Hypothese lautete dahin, daß Davis in seinem magnetischen Zustand die Gedanken der mit ihm in Rapport stehenden Personen, also des Mr. Fishbough und des Dr. Lyon zu percipiren vermochte und sie, von dem Willen dieser Beiden dazu genöthigt, aussprechen mußte. Das Wissen dieser zwei Männer, von denen der eine eine theologische, der andere eine naturwissenschaftliche Bildung besaß, hätte sich demnach im Bewußtsein des Visionärs gleichsam abgespiegelt, er hätte es gewissermaßen geträumt und dann in phantastischer Art wiedergegeben. Da Davis, der nur das Englische verstand, bei einem Besuche des berühmten Orientalisten G. Bush auch Worte und Phrasen aus den alten Sprachen mit der größten Genauigkeit recitirte, so schien man mit dieser Erklärung auf der rechten Spur zu sein. Die Möglichkeit einer solchen Reflexion des einen Bewußtsein in ein anderes wurde durch James Braid und dann später von den Physiologen Carpenter aus dem Phänomen des sogenannten Hypnotismus erwiesen, bei welchem nämlich sehr sensitive Personen, wenn sie ihre Augen fest und beständig auf einen kleinen glänzenden, nahe und über ihrer Stirn gehaltenen Gegenstand richten, allmälig in eine Träumerei versinken, worin sie Alles sehen und hören, was sie der Magnetiseur sehen und hören lassen will. Auch Maury beruft sich darauf als auf eine exact festgestellte Thatsache. Doch stößt diese Erklärung des Wissens von Davis auf die Schwierigkeit, daß Fishbough als positiv gläubiger Theologe die ketzerischen Anschauungen desselben nicht theilte und Dr. Lyon von vielen Dingen, über die sich der Visionär verbreitete, keine Kenntnisse besaß. — Der Idealismus der deutschen Philosophie hat bekanntlich den kühnen Gedanken ausgesprochen, daß der menschliche Geist die ganze Geschichte der Naturentwickelung in sich trage, weil er selbst das Endresultat derselben sei, und jede spätere und reifere Phase einer Entwickelung die frühere in sich aufgehoben enthalte. Von diesem Standpunkte aus meinte Strauß, daß dem Geiste selbst von demjenigen, was er als bewußtloser Naturgeist geschaffen, von der Ordnung der Verhältnisse der Gestirne, von der Bildung der Erden und Metalle und der Einrichtung des organischen Baues der Pflanzen und Thiere nicht so sehr alle Erinnerung erloschen wäre, auf daß er sie nicht durch Forschen und Sinnen immer mehr zu beleben und die Gesetze dieser Gebiete zu erkennen vermöchte. Träumte demnach vielleicht in Davis die Seele der Natur in phantastischen Gesichten ihre eigene Geschichte von der ersten Stufe ihrer Verkörperung an bis herauf zu dem Schöpfungsdrang, der im Herzen der modernen Menschheit pocht und nach neuen Gestaltungen strebt? Besteht in Folge der Geburt des Geistes aus dem Schooße der Natur eine Congenialität desselben mit ihr, so daß er sie auch ahnend begreift? So glaubte auch Jacob Böhme auf eine magische Art den Dingen in's Herz blicken zu können. Gegenwärtig bemüht sich unsere Wissenschaft, das Mysterium der Vererbung zu enthüllen und sie ist darüber zu der Theorie gekommen, die merkwürdigen Instincte der Thierwelt aus einer Uebertragung

der von den Vorfahren erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten abzuleiten. Sie spricht von Ideen, die aus der Errungenschaft der Vorfahren den Nachkommen angeboren werden und in diesen entweder latent bleiben oder ins Bewußtsein aufsteigen. Könnte nicht auf solche Weise in jedem Menschen ein allgemeines Wissen schlafen, das bei außerordentlichen Zuständen des Seelenlebens, wo dasselbe wie im magnetischen Schlaf gleichsam in seine eigene Tiefe eingekehrt und darin versinkt, in Traumvisionen ausbricht? Ja, wie wäre denn ein Verstehen der Natur, welches sich noch nicht mit dem bloßen Anschauen derselben deckt, begreiflich, wenn nicht aus dem Innern des Geistes selbst heraus ein Licht auf sie strahlte? — Dieses Wissen als Vererbung aus den Anschauungen der Vorfahren wäre an die Schranke dieser Anschauungen gebunden und keineswegs ein irrthumloses und, da es nicht in der Form besonnener und klarer Reflexion, sondern als Vision sich einstellt, würde es schon dadurch eine phantastische Trübung in sich tragen. Dr. Lyon fügt seinem Berichte über Davis noch folgende Mittheilung hinzu: „Einer der erstaunlichsten Züge dieser sonderbaren Erscheinungen war der Contrast, der sich täglich zwischen dem gewöhnlichen und dem hellsehenden Zustande meines Subjects offenbarte. Gewöhnlich war er knabenhaft heiter und nicht im Mindesten zum Studium oder Nachdenken geneigt. Er hätte nicht einen einzigen englischen Satz construiren können, um damit sein Leben zu retten; und in der Unterhaltung gebrauchte er seine Muttersprache höchst unrichtig. Wenn er aus seiner Verzückung erwachte, konnte er nicht begreifen, daß diese Vorlesungen von seinen Lippen kamen und, wenn sie vorgelesen wurden, konnte er sie anfangs gar nicht verstehen. Im Gegentheil, er wollte häufig in seiner drolligen heiteren Weise über die wissenschaftlichen Worte und abgerundeten Sätze Zweifel erheben und fragen, was die sonderbar klingenden Worte bedeuten. Einige Augenblicke genügten, um ihn durch den Proceß der Magnetisation aus einem unwissenden, gedankenlosen, lustigen und freundlichen Burschen in einen großherzigen, weisen, ernsten und würdigen Philosophen zu verwandeln, dem die Natur scheinbar ihre tiefsten Verborgenheiten entschleierte und ihre merkwürdigsten Geheimnisse enthüllte.“ Der Vorgang erregte große Sensation, Tausende begehrten Zutritt zu den Vorlesungen des Schusterlehrlings, die Journale begannen die seltsame Erscheinung zu besprechen, und bald hatte sich eine große Gemeinde von Gläubigen gebildet, die in Davis einen neuen Propheten bewunderten, der nicht nur die Nacht der Anfänge des Weltprocesses, sondern auch die Zukunft der menschlichen Geschichte und die über das irdische Leben hinausschreitenden Entwickelungen des individuellen Menschengeistes zu erhellen im Stande wäre. Wer das Buch von Davis liest, wird solche Glaubensüberschwänglichkeit nur belächeln können; denn er entdeckt darin nur Weniges, was nicht in der Literatur schon ausgesprochen worden wäre, dieses Wenige aber ist gerade das Werthloseste.

Davis kündigt sein Werk geradezu als Offenbarung an, deren Wahrheit an dem Zeugniß der Natur erprobt werden möge. Er feiert dann das

Princip der Vernunft und den freien, rastlos forschenden Gedanken, als die einzigen Retter der tief in Unwissenheit, Laster und Elend darniederliegenden Gesellschaft. Durch sie werde eine glücklichere Gestaltung derselben erzielt werden, welche keine andere ist, als die durch den Socialismus geträumte. Die neue Weltanschauung des Spiritismus rührt auf solche Weise schon in in ihren ersten Sätzen an das sociale Problem und zeigt auch darin wieder ihre Verwandtschaft mit mystischen Sectirern früherer und neuester Zeit, mit den Wiedertäufern und mit den heutigen Shakern, wovon die letzteren in ihren Gemeinden an die Vereine der Therapeuten und Essäer erinnern, von denen sie Gemeinsamkeit der Arbeit und der Güter, Aufhebung aller Rangklassen und das Leben im Cölibat entlehnt zu haben scheinen.

In drei Theilen legt Davis seine Offenbarungen vor; der erste, genannt „der Schlüssel, oder die Principien der Natur" enthält eine Art von Metaphysik; der zweite „die göttlichen Offenbarungen der Natur", bringt die Kosmogonie, bis herauf zum Menschen; der dritte: „die Anwendung oder eine Stimme an die Menschheit", erörtert die ethische und sociale Reform.

Als letzte Ursache wird ein geistiges Wesen — der große positive Geist — ausgerüstet mit den Attributen der Allmacht, Weisheit und Güte hingestellt, der im harmonischen System des Universums, sich einen vollkommenen Leib gestaltet und ihn als allgemeine Seele durchdringt. — In einer spätern Schrift (Answers to Questions) verwahrt sich Davis gegen die Annahme einer abstracten persönlichen Intelligenz Gottes; Gottes Fürsichsein soll vielmehr zugleich Offenbarung und Erscheinung nach Außen, seine Gedanken sollen zugleich Schöpfungen sein.

Im Anklang an die Philosophie der Stoa sieht er aus diesem einen Princip zwei große demiurgische Potenzen, die Materie und die Bewegung, wovon die letztere eins ist mit der formbildenden Kraft, von Ewigkeit her entspringen und aus ihrer Wechselwirkung dann in einer zusammenhängenden Kette der Entwickelung den Kosmos als einen nach Zeit und Raum unendlichen Organismus entstehen. In ihrer ersten Daseinsweise — unser Autor gebraucht dafür den neuen Terminus: Univercoelum — war die Welt ein grenzenloser Feuerball, in welchem als ursprünglichem Mutterschooß noch alles Besondere schlief. Allmälig aber lösten sich von ihm die Sonnen ab und aus den Sonnen wieder andere Weltkörper und bildete sich der Sternenhimmel, in dessen System nach allen Ausscheidungen der anfängliche Flammenball als Centralsonne sich behauptet. — Von dieser Fahrt durch die Weiten des Weltraumes landen wir mit Davis an unserem Sonnensystem und erhalten nun durch ihn eine Beschreibung von der Natur und den menschenähnlichen Bewohnern der einzelnen Glieder desselben. Dabei redet er bereits von 9 Planeten unseres Systems, ehe Le Verrier noch den achten entdeckt hatte. Mit dem älteren Herschel nimmt er 6 Monde um den Uranus an, während unsere Wissenschaft bis jetzt nur 4 constatirt hat.

Die ganze Bildungsgeschichte der Erde und die Entwickelung der organischen

Natur, bis zu den unmittelbaren thierischen Vorfahren des Menschen, wird erzählt und ein Zusammenhang zwischen den mindesten und den höchsten Gebilden statuirt. Da indeß Davis ein formendes Princip eingeführt hat, so kann er den Fortschritt der Organisationen nicht im Geiste der Descendenzlehre von Darwin denken, sondern er leitet ihn einerseits aus der Einwirkung jenes Princips auf die Materie und andererseits aus der Rückwirkung der gegebenen äußeren Umstände auf dasselbe und auf die bereits bestehenden Formen ab. Die organischen Formen sind ihm Gedanken der Natur, wie die Gedanken Formen des Geistes sind.

Es folgt nun die Beschreibung der ersten Menschen und ihres Aufenthalts, die Darstellung des Ursprungs der Sprache, die zuerst Geberdensprache gewesen und erst allmälig zur Tonsprache sich ausgebildet habe und wovon die letztere, weil sie die Gedanken noch nicht bestimmt habe ausdrücken können, die Quelle aller Mißverständnisse, Uneinigkeiten und Uebel unter den Menschen geworden sei. — Wir begegnen allgemeinen Bemerkungen über die älteste und alte Geschichte, über die Scheidung und Wanderungen der Völker, über die großen Katastrophen, welche die Erdoberfläche durch Erdbeben und Ueberschwemmungen umgestalteten, und über die Entstehung und Entwickelung des religiösen Bewußtseins. Mit Vorliebe verweilt Davis bei der Besprechung des Judenthums und Christenthums und ihren heiligen Literaturen und erweist hier einen beiden Religionsformen abgeneigten, ihren Lehren und ihrem Cultus widersprechenden Geist. Die seltsamsten, oft an die Resultate der modernen Kritik erinnernden Conjecturen über den Ursprung der biblischen Schriften werden vorgebracht und deren Wundererzählungen richtig zu stellen, oder natürlich zu erklären versucht. Irrthümer und Widersprüche tauchen in diesen Erörterungen auf, deren Tendenz offensichtlich dahin geht, die Autorität der biblischen Schriften, namentlich im Puncte der Lehren, zu erschüttern. Vor Allem wird die kirchliche Christologie bekämpft und das Leben Jesu, als ein ganz natürlicher Verlauf mit Abstreifung alles Wunderbaren dargestellt. Nicht minder werden die theologischen Vorstellungen von der Erlösungsmission Jesu abgelehnt und weitere Grundlehren der kirchlichen Dogmatik kritisirt. Jesus steht Davis auf derselben Rangstufe, wie die Stifter anderer Religionen, wie Confucius, Muhamed, Swedenborg, ja wie Holbach und Charles Fourier. Letzterer erscheint ihm sogar als der Größte unter allen und er feiert ihn darum auch mit überschwänglichem Lob.

Davis bezeichnet den Menschen als den Gipfel der Schöpfung und zwar sowohl nach seiner physischen, wie nach seiner psychischen Seite. Nicht der Körper erschaffe und entwickele den Geist, sondern zuerst werde der Geist organisirt und individualisirt und er entfalte erst den Leib als Werkzeug seiner Erscheinung nach Außen. In kurzen Zügen wird eine Psychologie vorgetragen und dabei die Freiheit des Willens nachdrücklichst betont. Im Tode aber sieht Davis den Befreiungsproceß des Geistes von der gröberen Leiblichkeit, den Höhepunkt des irdischen Daseins, zu welchen die einzelnen Lebensalter

nur die Stufen seien. Die Erscheinungen beim Todeskampfe, die man fälschlicher Weise auf Schmerz und Leid deute, seien nur die Symptome unaussprechlichen Entzückens. Der Geist nehme in sein neues Leben aus dem Körper die Empfindung als Hülle mit, um sich aus ihr ein neues Kleid zu weben. Der Tod sei kein Untergang, sondern Emporgang in höhere, seligere Regionen. An dieser Stelle erhebt sich die Sprache des Sehers zu höherem Schwung und fast poetischer Schönheit: „Der Schmetterling entflieht seinem groben und rudimentären Körper, schwingt sich auf zur sonnigen Laube und empfindet sein neues Dasein. Der Thautropfen, der auf der Erde ruht, wird durch die Auffaugung der Sonne unsichtbar und steigt empor, um sich mit der Atmosphäre zu gesellen und in ihrem Schooße zu ruhen. Der in Wärme und Licht schwellende Tag vertheilt seine Segnungen an die Gebilde der Erde und sinkt zur Ruhe in den Schooß der Nacht. Die Nacht aber ist nur die Botin eines neuen Tages, der zuerst am Horizont gewiegt wird und nachher in seinem Mittagslicht zur vollen Schönheit und lebensspendenden Kraft hervorbricht. Die Blume, sich aus ihrem Samen durch eigenen Drang und durch den Ruf der Sonne entfaltend, glänzt im Schimmer der Farben und wird so zum Bilde des Lichtes und der Schönheit; hat sie aber ihre Vollendung erreicht, so beginnt sie schnell Form, Farbe und Schönheit ihres äußeren Daseins abzustreifen. Ihr Wohlgeruch entflieht und verwandelt sich in verwandte Düfte; aber wenn die Blume auch nicht mehr ist, ihre Schönheit dauert doch im Gedächtniß ihres Beschauers und Bewunderers unauslöschlich fort. Die Blätter, die vom Hauche des Winters gefärbt werden, behalten ihre äußere Schönheit nicht länger; dies ist aber nur die Verkündigung eines neuen Lebens und einer neuen Beseelung, die sich in der Wiederkehr von Blättern und Laub in der jungen Jahreszeit erfüllt. Wie es damit ist, so ist es auch mit dem Geiste. Der Körper stirbt im Aeußern oder besser: er verändert seine Existenzweise, während der Geist zu einer höheren Wohnung, die seiner Natur und seinen Bedürfnissen entspricht, aufsteigt." —

Der von der Erde losgelöste Geist schreitet in seiner Selbstvervollkommnung fort, er hat hintereinander sieben Sphären zu bewohnen, deren Seligkeit als ein idealisirter Widerschein von den Freuden des gegenwärtigen Lebens sich anschaut: „Jeder ist ein unsterbliches Kind des Ewigen und Keiner ist so hoch, daß er nicht das Niedrigste wäre von etwas noch Unentwickeltem. Kein Geist kann zum andern sagen, daß er seiner nicht bedürfe; denn jeder lebt von dem andern, und diese gegenseitige Abhängigkeit bildet gerade die Harmonie und Weisheit aller Dinge." Wie im materiellen Universum eine Centralsonne Alles erleuchtet und ernährt, so ist in jener höhern Welt Gott die Sonne, welche Licht und Glück in die Geister sendet. In einen teleologischen Optimismus, wonach jedes Ding ein nothwendiges und vollkommenes Glied in dem Riesenleibe Gottes ist, klingt diese Weltanschauung aus, von deren Anerkennung und Verbreitung Davis die moralische Hebung des Menschengeschlechts und die Aufrichtung einer neuen und glücklichen Ordnung

der Gesellschaft erwartet. Dieser Aufgabe ist endlich der letzte Theil des Werkes gewidmet, worin der Autor die Tendenzen des Socialismus vertritt und dessen Sprache gegen die bestehenden Mißstände führt. Der Reichthum gehöre von Rechts wegen Denen, die ihn erzeugen, nämlich den arbeitenden, heute aber armen, gedrückten und unwissenden Classen; die ganze Gesellschaft sei desorganisirt, in lauter selbstsüchtige, gegen einander anstrebende Interessen aufgelöst; die universale Industrie, wobei der Einzelne weniger zu arbeiten hätte und bei gleichmäßiger Vertheilung des Gewinnes doch mehr einnähme, müsse eingeführt, ein Staat nach dem Vorbilde des Bienenstaates, wo die faulen Drohnen nicht geduldet würden, aufgebaut, kurz, Fourier's Idee von der allgemeinen Association und Harmonie realisirt werden. Dann sei die Aera des Friedens und des allgemeinen Glückes, das tausendjährige Reich, begründet. „Dies Zeitalter ist nahe; der Gerichtstag, an dem die Weisheit herrschen wird, wird bald kommen, und diese wird Unwissenheit, Irrthum, Vorurtheil und Fanatismus von der Erde verbannen. Eine allgemeine Revolution ist im Ausbruch begriffen; sie ist bereits entzündet, und die Weisheit wird die Funken zur Flamme anfachen und diese wird allen Streit und alle Sünde verzehren; Alle werden gereinigt, erhaben und glücklich aus ihr hervorgehen. Dieses ist die Flamme der Liebe — die verzehrende Rache der Wahrheit und Güte!"

Im November 1846 hatte Davis sein Buch vollendet, ein Jahr darauf wurde es publicirt. Ein großes Interesse wandte sich ihm sogleich zu, und so mag es bis auf heute an 40 Auflagen erlebt haben. Von nun an wollte Davis auch während des normalen, wachen Zustandes im Besitze eines Lichtes sein, vermöge dessen er ohne jedes vorhergängige Studium mit allen Wissenschaften vertraut wäre und über die verschiedensten Gebiete derselben, Werke aus sich heraus zu verfassen vermöchte. Ja, er behauptet, daß er aus Büchern, die er nie gelesen und von denen er nie gehört, große Citate wörtlich anführen könne. Zahlreich sind die größeren und kleineren Schriften, welche Davis seinem ersten Buche folgen ließ; bis zum Jahre 1872 waren es mit diesem zusammen 27 Werke, fast alle mehrmals aufgelegt. Seine bedeutendste Leistung dürfte aber die in 5 Bänden vorliegende „Große Harmonie" sein, eine Art von System der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung praktischer Fragen und Aufgaben. In dem ersten Bande dieses Werkes, betitelt „der Arzt", welcher im Jahre 1850, also vier Jahre nach dem Abschluß der „Principien der Natur" erschien, und den Davis demnach in einem Alter von 23—24 Jahren verfaßte, tritt uns dieser bereits als ein, wenn auch phantastischer, doch gereifter Schriftsteller entgegen, der über ein, bei ihm immerhin staunenswerthes naturwissenschaftliches und medicinisches Wissen verfügt, scharfen Verstand und philosophischen Geist, dessen Constructionen oftmals an Oken erinnern, nicht vermissen läßt und insbesondere auch in formeller Beziehung, durch klare Darstellung und schöne Sprache sich auszeichnet. Das Buch beginnt mit der Darlegung der großen Harmonie im Universum,

betrachtet den Menschen als den Concentrationspunct aller Kräfte, hebt seine über die Sichtbarkeit hinausreichende Bestimmung hervor, erinnert ihn aber auch zugleich an seine irdische Aufgabe. „Gewiß, jeder Vogel hat sein Lied zu singen, jede Blume hat ihre zarte Mission, jeder Dichter seine Lehre vom Guten und Schönen, jeder Philosoph seinen Beitrag von Entdeckungen und jeder wahre Prediger seine richtigen Belehrungen. Ein Jeder ist der Messias irgend eines großen Gedankens und wird ihn ausathmen, ehe er diese Form verläßt." In fünf Abtheilungen folgt nun eine Philosophie der Gesundheit und der Krankheit, welche Zustände mit der moralischen Beschaffenheit der Seele in Zusammenhang gebracht werden; eine „Philosophie des Schlafes und des Todes", schließlich eine „Philosophie der Heilung". Dieses letzte Kapitel eröffnet sich mit bitteren Vorwürfen gegen den Stand der Aerzte und Geistlichen, die ihre Mission nicht erfüllen, geht hierauf zur Kritik der verschiedenen Heilmethoden über und spendet darunter nur der Hydropathie volle Anerkennung; bringt einen Katalog der Krankheiten und gibt Heilmittel dagegen an, und entwickelt dabei eine Therapie, die sowohl physischer wie moralischer Art sein soll und vor allem in Prophylaxis und Diät besteht. Schließlich verfällt Davis wieder in den Ton des Apokalyptikers, der die Herrschaft der Weisheit in der Welt und mit ihr das allgemeine Glück reifen sieht. Im zweiten Theil der „Großen Harmonie" im „Lehrer" berührt uns die Auffassung und Schilderung der rechten Ehe wegen ihrer Innigkeit und hohen Idealität ganz besonders sympathisch. „Jeder Mensch hat irgendwo einen ihm von Ewigkeit bestimmten Gefährten, den er einst finden wird und den findend er die wahre Ehe schließt. Keine Ceremonie, kein Gelöbniß, keine geschriebene oder gesetzliche Uebereinkunft kann in Wahrheit verbinden, was innerlich und ewig bereits geeint ist, und ebenso wenig vermag irgend welche Feierlichkeit zu verbinden, was innerlich auf ewig geschieden ist." In der sich offenbarenden Harmonie und Sympathie der Seelen liege der Beweis, daß die für einander Bestimmten sich wirklich gefunden haben. „Jedes Herz schmachtet nach dieser heiligen und schirmenden Liebe, die keine Unbeständigkeit kennt und bei den Wechselfällen des Lebens nicht schwankt, sondern stets erstarkt, in Krankheit und Gesundheit, in der Jugend wie im reiferen Alter, in Glück und Trübsal; eine Liebe, die jene edlen und schönen Seeleneigenschaften an den Tag bringt, die die unterscheidenden Merkmale zwischen den Geschlechtern bilden und den starken Mann und das milde Weib kennzeichnen." Obwohl Davis in diesen Sätzen die prädestinirte Seelenehe lehrt und das Recht der Seelengemeinschaft gegen das äußerliche und conventionelle Band der bürgerlichen Ehe vertritt, will er daraus doch nicht die ärgerliche Consequenz abgeleitet wissen, daß einmal verbundene Gatten nach ihrem prädestinirten Gefährten zu suchen anfangen und, sobald der Mann seine „Seelenbraut", die Frau ihren „Seelenbräutigam" gefunden zu haben wähnte, sich scheiden und die neue „Seelenehe" eingehen, ein Unfug, der bekanntlich in Nordamerika häufig genug sich ereignet.

In seinen Vorlesungen hatte Davis bereits angekündigt, daß für die allernächste Zeit die Manifestation von Geistern zu erwarten sei. Die Erfüllung dieser Prophezeiung ließ nicht lange auf sich warten, so daß derjenige, welcher in allen diesen Dingen Betrug wittern wollte, sich der Annahme zuneigen könnte, daß zwischen Prophezeiung und Erfüllung irgend ein sehr menschlicher Causalnexus bestand. Es geschah im März 1848, daß in einem Hause zu Hydesville bei New-York zuerst in Gegenwart eines neunjährigen Mädchens, Kate Fox, hierauf auch in Anwesenheit ihrer zwölfjährigen Schwester Leah sich unerklärliche Klagelaute vernehmen ließen, durch welche, nachdem man dieselben allmälig als Signale zu deuten begonnen hatte, im Keller des Hauses genau eine Stelle angegeben wurde, an welcher 6—7 Fuß in der Tiefe ein menschliches Skelett lag. Auch der Name des Todten wurde aus den Lauten ermittelt, und es stellte sich bei genauerer Nachforschung heraus, daß eine solche Person vor 5 Jahren zum Besuche hier gewesen und seitdem spurlos verschwunden war. Die Zeichen erklärten weiter, daß der Verstorbene sie selbst veranlasse. Zunächst wurde die Familie Fox des Betruges bezüchtigt, hierauf prüften drei Comités, bestehend aus zuverlässigen Personen, die Vorgänge und überzeugten sich von ihrer Thatsächlichkeit, ohne eine Erklärung dafür finden zu können. Die Klopflaute ertönten auch dann noch an der Mauer und auf dem Fußboden, als die zwei Medien, nachdem sie von Frauen vollständig untersucht worden waren, „auf Kissen barfuß und mit fest rings um die Knöchel gebundenen Kleidern" standen. Im Berichte des dritten und am meisten skeptischen Comité's wurde besonders hervorgehoben, daß bei diesen Erscheinungen weder Maschinerie noch Betrug gespielt hätte und daß Fragen, von denen viele nur in Gedanken gestellt worden, richtig beantwortet worden seien. Man erinnerte sich nun an Ereignisse ähnlicher Art aus früherer Zeit, längst zu den Ammenmärchen geworfene Geschichten wurden wieder aufgetischt, darunter auch die Vorgänge im Hause des Pfarrers Samuel Wesley zu Epworth in England, des Vaters von John Wesley, dem bekannten Stifter des Methodismus, und ebenso die Beobachtungen, die hervorragende französische Gelehrte, wie Arago und Andere, mit dem vierzehnjährigen Bauernmädchen Angelique Cottin aus der Normandie gemacht haben wollten und wonach deren bloße Gegenwart in einem Zimmer ausgereicht haben sollte, alle Meubel in Bewegung zu setzen. Als während des vorigen Jahrhunderts zu Debisdorf ein ähnlicher Spuck hauste, äußerte selbst Lessing gegen Leisewitz: „Bei dieser Geschichte geht uns beinahe alles Latein aus."

Die Vorkommnisse mit den Misses Fox wirkten ansteckend, eine Menge von Personen wollten im Besitze ähnlicher Kräfte sein und in 2 bis 3 Jahren war die ganze Union von diesem Glauben an Geistermanifestationen so gewaltig aufgeregt, daß eine Reihe von intelligenten Männern in New-York — Richter, Senatoren, Doctoren, Rechtsgelehrte, Kaufleute, Geistliche, Schriftsteller u. A. — es für geboten erachteten, der Sache durch eine exacte Untersuchung auf den Grund zu gehen, und zu diesem Zwecke eigene Cirkel schufen. Immer wunder-

licher aber klangen die Berichte von den spiritistischen Phänomenen; die ganze mechanische Naturanschauung schien zu einem Spott von Klopfgeistern herabsinken zu sollen; bisher kaum erhörte Formen des Aberglaubens tauchten massenhaft empor; man fühlte sich von einer Geistesepidemie der unheimlichsten Art umfangen, wogegen, wie selbst das Beispiel großer Naturforscher zeigte, es so wenig wie gegen ein physisches Miasma ein Präservativ zu geben schien. Manch ungläubiger Saulus, der mit lautem Hohn an die Beobachtung gegangen war, kam als bekehrter Paulus, als glühender und fanatischer Vertreter der Sache zurück, die Zahl der Spiritualisten wuchs in's Ungeheure und die Propaganda konnte nur steigen, als so hervorragende und berühmte Männer, wie Richter Edmonds, der ehemalige amerikanische Gesandte in Neapel, Robert Dale Owen, der Geschichtsschreiber und Gesandte Bancroft, die Dichter Cooper und Bryant, die Professoren der Chemie Mapes und Hare, Horace Greely u. A. zu ihnen übergingen. Hare, der als Naturforscher ein Ansehen wie Liebig genoß, unterstellte, nachdem er auf Grund seiner eigenen Beobachtungen Faraday's Erklärung von der Ursache der Tischrückerei und dessen, was damit zusammenhängt, nicht mehr ausreichend erfand, die räthselhaften Erscheinungen einer strengen experimentellen Prüfung und construirte zu diesem Zweck einen Apparat, der zunächst seine Voraussetzung, daß hier nur die Kraft der bei den Versuchen betheiligten Personen im Spiele sei, erweisen sollte. Aber er fand sich in dieser Erwartung getäuscht, die Experimente schienen ihm den Schluß auf das Eingreifen noch anderer Kräfte aufzunöthigen, und so verfiel er leider allzurasch dem Glauben an die Einwirkung einer uns umgebenden unsichtbaren Geisterwelt, von der er sich bald auch Offenbarungen über die Zustände eines künftigen Lebens gefallen ließ. Eine dieser Geisterbotschaften lautete: „Meine Wohnung besteht aus einer Reihe von Zimmern, die höchst anmuthig mit Gemälden und Statuen und den elegantesten Erzeugnissen der geistigen Kunst geschmückt sind. Jedes Individuum kann seine Wohnung seinem eigenen besonderen Geschmack oder seiner Phantasie entsprechend haben. Je verfeinerter und erhabener der Geist ist, desto verfeinerter und schöner ist das Haus oder die Heimath, die er bewohnt." — Nach den Angaben von Wallace gab es bereits im Jahre 1870 in der Union 20 Staatsassociationen und 105 Gesellschaften, die sich mit dem Problem des Spiritismus beschäftigten, dazu 207 Vorleser und ungefähr ebensoviel öffentliche Medien. Heute hat sich die Zahl der letzteren wohl mehr als verdoppelt und es gibt keine Art menschlicher Bedürftigkeit, wofür sie sich nicht als hülfreiche Genien zur Verfügung stellen. Die Mediumnität soll in einer besondern Disposition des Organismus bestehen, wonach aus demselben ein äußerst sublimes Fluidum ausströmt und sich unsichtbar anwesenden Geistern als Mittel zu Wirkungen und Erscheinungen in der sinnlichen Welt darbietet. Diese Eigenschaft, die zuerst nur in der Erzeugung von Klopflauten, Tischrücken ꝛc. sich bethätigt und methodisch zu immer erstaunlicheren Leistungen fortgebildet werden kann, florirt gegenwärtig in der Union und in England als ein sehr lucrativer

Geschäftszweig. Des Artikels der Geistermanifestationen bemächtigte sich dort wie hier die Speculation und so verdunkelte, entstellte und discreditirte maßloser Schwindel auf der einen und wahnwitziger Aberglaube auf der andern Seite den reellen Kern, der etwa in diesen seltsamen Vorgängen stecken mag. Im Annoncentheil des in Boston erscheinenden „Banner of light" kündigen sich männliche und weibliche Individuen an, die aus eingesandten Haaren und Handschriften Krankheiten, Charakterzüge, ja ganze Lebensgeschichten diagnosticiren wollen, die durch magnetische Briefe heilen und auch verschlossene Briefe lesen; dann Astrologen, die alle Fragen beantworten und die Zukunft enträthseln; dann Medien, wie Mrs. Danskins, durch welche der vor 50 Jahren gestorbene Dr. Rush ordinirt und seine seit dieser Zeit im Geisterreich erworbenen medicinischen Erfahrungen zum Heile der Menschheit mittheilt. Mineralruthen für Metallsucher und Schatzgräber werden ausgeschrieben; ganz besonders aber wird das Planchette, nämlich der sogenannte Psychograph, als unentbehrlich für jeden Familienkreis, der mit verstorbenen Verwandten und Freunden Correspondenzen unterhalten will, empfohlen. Zahlreich sind die Anzeigen von spiritistischen Meetings. Diese Meetings tragen das Gepräge einer gottesdienstlichen Feier, beginnen mit Gebeten und frommen Gesängen, worin die guten Geister zur Theilnahme aufgefordert werden, und schließen mit Dank gegen sie. Es begegnet uns eine seltsame, bald mit wissenschaftlichem Anstrich auftretende, bald aber schon dem Titel nach völlig phantastische und abenteuerliche Literatur, die zum Theil sogar überirdischen Ursprungs sein will, wie z. B. die Vollendung des Romanes „The mystery of Edwin Drood," welche Charles Dickens, dessen fruchtbare Feder auch noch im Geisterreich nicht zur Ruhe gelangen kann, durch ein Medium dictirt haben soll, oder die Geschichte des Prinzen Hafed von Persien, der auf gleichem Wege seine diesseitigen wie jenseitigen Erlebnisse zum Besten gibt.

Das Hauptorgan des amerikanischen Spiritualismus oder wie der Titel des Blattes selbst pomphaft ankündigt, der spiritualistischen Philosophie des 19. Jahrhunderts ist der eben genannte „Banner of light", der bereits in 43 Folianten als eine unerschöpfliche Fundgrube alles menschlichen Aberglaubens vorliegt. Metaphysische, psychologische, ethische, theologische und naturwissenschaftliche Artikel wechseln darin mit Correspondenzen über die Resultate spiritistischer Sitzungen und unter diesen Resultaten sind besonders häufig die Botschaften aus dem Geisterreich, worin mit Hilfe der Medien abgeschiedene Personen sich nach Namen und irdischer Herkunft vorstellen und ihre Lebensgeschichte mittheilen. Indem die Redaction die Publication dieser Offenbarungen an das Publicum besorgt, wünscht sie, daß dieselben durch etwa noch lebende Angehörige und Freunde verificirt werden möchten. Der Banner of light ist indeß der besonnenen Richtung der Spiritualisten selbst ein Greuel und wird von ihnen, wie dies neuestens wieder Daniel Home gethan hat, auch öffentlich desavouirt. Daß trotz dieser Extravaganzen des Betrugs und der Phantasterei noch soviele ernste, klare und wissenschaftlich

gebildete Köpfe an der Sache halten und für dieselbe Zeugniß ablegen, ist doch kaum anders erklärlich, als daß sie durch zwingende Thatsachen gewonnen worden sind. Erst im vorigen Jahre ließ sich Dr. Bloede aus New-York, ein verdienter politischer Schriftsteller, dem nach dem Urtheile der Redaction der „Gegenwart" ein wissenschaftlich-gebildetes Urtheil nicht abgesprochen werden könne und der ein Anrecht auf Vertrauen besitzt, dahin vernehmen: „Der Spiritualismus ist nicht Theorie, Speculation, metaphysische Träumerei, seine Grundlagen sind Thatsachen und das Experiment. Der Anspruch, welchen der moderne Spiritualismus auf Grund dieser erhebt, ist: daß die neue „Geistkunde" zu einem integrirenden und abschließenden Theile der Naturwissenschaft erhoben und entwickelt werde . . . Obgleich er schon hundertmal von Außen und Innen vernichtet worden ist, ist der Spiritualismus aus allen Kämpfen, auch den schwersten mit sich selbst, mit stets erneuter Kraft hervorgegangen und hat damit den besten Beweis abgelegt, daß er in sich selbst die Fähigkeit der Reinigung und Erneuerung besitzt, welche der Wahrheit und der Wahrheit allein innewohnt. Alles, was der Spiritualismus jetzt von seinen Gegnern verlangt, ist — Gerechtigkeit." — Ich selbst habe wiederholt Gelegenheit gehabt, die Bekanntschaft von Aerzten zu machen, welche weder von Gott noch von einer unendlichen Fortdauer der menschlichen Seele etwas wissen wollten und doch tiefüberzeugte Spiritisten waren. Was kann solche Männer, die kein metaphysisches Dogma und kein Herzensbedürfniß zu einem Glauben, der seine Bekenner vor der großen Welt zu Narren stempelt, prädisponirte, gleichwohl für denselben eingenommen haben? Es hieße daher das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man mit jenem Schwindel und jenen Ungeheuerlichkeiten die ganze Sache von vornherein verwerfen wollte. So lagen auch Astronomie und Chemie eine Zeitlang in den phantastischen Windeln der Astrologie und Alchemie, sie warfen aber allmälig diese Hülle ab und erstanden zu den glänzendsten Wissenschaften. Vielleicht haben wir es im Spiritismus mit der Beobachtung bisher unbekannter physischer und psychischer Kräfte zu thun, deren sichere Feststellung und deutliche Erkenntniß unsere Einsicht in das Leben der Natur und des Geistes vertiefen würde. —

Die Verbreitung des Spiritismus in Europa dürfte vorzugsweise auf den Schotten Daniel Home zurück zu führen sein. Derselbe wurde schon als Kind von Visionen heimgesucht und sollen ihm seine Spielsachen von selbst zugeflogen sein. Zehn Jahre alt kam er nach Amerika und scheint dort noch eine Schule in den Künsten des Spiritismus durchgemacht zu haben. Bei seiner Rückkehr nach Europa umdrängte ihn die hohe und allerhöchste Aristokratie. Insbesondere in den Tuilerien, bei Napoleon III. und der Kaiserin Eugenie, war er ein gefeierter und angestaunter Gast. Hier soll es während einer Sitzung geschehen sein, daß eine Geisterhand erschien und mit einer auf dem Tische liegenden Feder auf ein Blatt Papier den Namen „Napoleon" mit den Schriftzügen des großen Napoleon schrieb. Der Kaiser bat die Hand küssen zu dürfen und diese wanderte an seine Lippen und an

die Lippen der Kaiserin. Home's Gegner erklärten später die ganze Geschichte für erfunden, Home aber beruft sich zum Erweis der Wahrheit auf die Thatsache, daß er den Vorgang viele Jahre vor dem Tode Napoleons III. bekannt gemacht und dieser sie nicht dementirt habe. Aehnliches soll Kaiser Wilhelm bei einer Sitzung mit Home in Baden-Baden erlebt haben, wo sich ihm die rechte Hand des Kaisers Nikolaus mit den Ringen, die dieser daran zu tragen pflegte, gezeigt hätte. Im Jahre 1857 war Home in Rom zur katholischen Kirche übergetreten. Als ihn Pius IX. gläubig vor seinen Füßen knieen sah, reichte er ihm das Crucifix mit den Worten zum Kusse: „Dies ist unser Zauberstab." —

Napoleon III. war theils aus eigener Inclination des Gemüths theils aus socialpolitischen Erwägungen ein Gönner des Spiritismus. Er hielt dafür, daß derselbe den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele wieder stützen und insoferne gerade für die Beruhigung und Niederhaltung der proletarischen Bevölkerung sehr nützlich wirken könne. Seit Mesmers und Puysegur's Auftreten waren in Paris und Frankreich die magnetischen Cirkel nicht mehr ausgestorben; besonders der Adel und die vornehme Welt beschäftigte sich gerne mit den Wundern der Somnambulismus. Die neue Magie des Spiritismus, welche die letzteren nur fortsetzte und steigerte, fand daher auch hier ein sehr empfängliches Publicum. Vor allem aber waren es der Baron Güldenstubbe und der Pädagog Hippolyt Rivail, eine düstere bretonische Natur, die sich mit größtem Eifer der räthselhaften Sache hingaben, sie methodisch und experimentell cultivirten und schließlich zu einem religiös-philosophischen System fortbildeten. Güldenstubbe schrieb eine „Positive Pneumatologie", worin er seine Entdeckung der directen Geisterschrift, die er in mehr als 2000 Versuchen und vor mehr als 250 Zeugen, unter denen sich die besten Namen der französischen Gelehrten- und Schriftstellerwelt sowie auch andere Personen von Distinction befanden, constatirt haben will, zur Mittheilung bringt. Vor aller Augen und zwar auf einem Papier, welches, um den Verdacht einer vorgängigen chemischen Präparation auszuschließen, jeder Beobachter selbst mitbringen konnte, sollen Aufzeichnungen entstanden sein, welche nach Form wie nach Inhalt entweder von verstorbenen Verwandten und Freunden der Anwesenden oder von den Geistern, die sich in der Unterschrift namhaft machten, herzurühren schienen. Unter anderen wurde in Trianon auch eine Schrift von Marie Antoinette erhalten, deren Identität mit den Zügen, die die Königin im Leben schrieb, dadurch festgestellt wurde, daß man dieselbe mit ihren Unterschriften verglich, welche noch in ein paar Befehlen für die Ausführung von Gobelinstapeten aufbewahrt worden sind. Doch der größere Mystagoge und Prophet des Spiritismus in Paris war Hippolyt Rivail, unter dem Pseudonym Allan Kardec bekannt. Er gründete eine eigene Schule und Secte, in der die unheimliche Kunst der Nekromantie methodisch und technisch gepflegt wird und zu welcher sich nicht etwa nur geistesbeschränkte und düstere, sondern auch gebildete, im Leben sonst kritische, heitere und

angenehme Menschen halten. Im Ganzen aber stehen diese Kreise in dem begründeten Verruf größter Leichtgläubigkeit. Jeder Betrüger hat in ihnen leichtes Spiel, denn ihn unterstützt schon von vornherein die hier vorherrschende Sucht nach dem Wunderbaren. Am meisten wird hier das Experiment der sogenannten transitorischen Besessenheit betrieben, wobei nämlich, entsprechend der Reincarnations-Theorie des Meisters, abgeschiedene Seelen auf kurze Zeit in ein anwesendes Medium fahren und durch dasselbe in eine Conversation mit den Anwesenden eintreten sollen. Diese Vorgänge machen theils einen komischen theils aber auch einen höchst peinlichen Eindruck, wenn die angeblich Besessene in Convulsionen geräth und in gellenden Aufschrei ausbricht, endlich nach vollendeter Operation auf's Aeußerste erschöpft zusammensinkt. Die künstlich gepflegte Nervenerregung muß auf den Organismus zerrüttend wirken und dürfte zu geistigen Störungen disponiren.

Allan Kardec hat in fünf Schriften, welche für die Fundamentalwerke des Spiritismus gelten, das ganze Gebiet desselben ausführlich dargelegt und ähnlich wie Davis eine phantastische Speculation, der es auch an tieferen Ideen nicht fehlt und die namentlich von ethischen Gesichtspuncten bestimmt wird, geschaffen. Alle diese Schriften sind in zahlreichen Auflagen weit verbreitet und zum Theil auch in fremde Sprachen übersetzt. Von Allan Kardec rührt auch der Name „Spiritismus" für das ganze Gebiet dieser seltsamen Erscheinungen her, während die Amerikaner und Engländer dafür die Bezeichnung „Spiritualismus" festhalten. Sein grundlegendes Buch (Le livre des Mediums ou Guide des Mediums et des évocateurs) erörtert die verschiedenen Formen der angeblichen Geistermanifestationen, die Mittel, mit der unsichtbaren Welt zu verkehren, die Anleitung zur Entwickelung der Mediumnität und die Schwierigkeiten und Mißgriffe, denen man in der Praxis der Spiritismus ausgesetzt ist. Das zweite und dritte Buch (La genèse, les miracles et les prédictions selon le Spiritisme und „Le livre des esprits") bilden zusammen ein Ganzes, in ihnen ist Kardec's System entwickelt. Dasselbe beginnt mit dem Erweise der Existenz Gottes als der höchsten Intelligenz, anerkennt nur ein moralisch Böses, das aus dem Willen des Menschen stammt und zuletzt dem Menschen selbst so peinlich wird, daß er im Guten wieder eine Zuflucht sucht, und bespricht hierauf die Entwickelung der Natur bis zum Menschen hinauf: die niedrigsten organischen Formen sollen durch generatio aequivoca entstanden sein und sich aus ihnen die höheren allmählich und langsam hervorgebildet haben. Doch walte in der organischen Natur über den Kräften der Materie auch noch ein Princip des Lebens. Seiner physischen Seite nach hänge der Mensch mit der Thierwelt zusammen, aber nur bis hierher gingen Materialismus und Spiritismus gemeinsam; jetzt müsse der Erstere Halt machen, während der Andere noch weiter zu schreiten vermöge und eine neue Welt entdecke. Der Geist des Menschen stamme nicht aus der Entwickelung der Materie, er sei auch nicht mit dem Lebensprincip identisch, sondern er komme von Gott. Zugleich mit der materiellen Welt habe Gott von Ewigkeit

her auch die Geister geschaffen und er schaffe sie fortwährend. Bevor unsere Erde existirte, wäre der Weltraum bereits mit geistigen Wesen von allen Rangstufen erfüllt gewesen, beginnend mit denen, die erst ihren Weg durch's materielle Leben zu machen hatten, bis hinauf zu den reinen Geistern oder Engeln. Vollkommen sei kein Geist geschaffen, jeder habe sich erst vollkommen zu machen. Die Geister sollten in die Materie hinabsteigen, auf sie wirken und, indem sie dieselbe dadurch höher entwickelten, sich dabei zugleich selbst in ihren eigenen Fähigkeiten und Kräften fortbilden. Der Körper sei nur das Gefäß des Geistes, mit dem dieser durch ein ihm innewohnendes, aber doch halb materielles Fluidum, genannt Perisprit, zusammenhänge. Dieses Fluidum knüpfe ihn an den Keim im Moment der Befruchtung mit unwiderstehlicher Gewalt, und so beginne er darin gleichsam zu wurzeln und mit dem Organismus zu wachsen, und erst, wenn dieser sterbe, gewinne er seine Freiheit wieder. — Es wird unentschieden gelassen, ob die Geister nicht zuerst in Thierleibern sich incarniren und wir daher nicht in den Thierseelen künftige Menschenseelen zu betrachten haben. Hierauf ist von der Unsterblichkeit der Seele, von der Beschaffenheit der jenseitigen Geister und ihren Beziehungen zu den Menschen umständlich die Rede. Mit der Loslösung von seiner materiellen Hülle bliebe der Geist sich zwar selbstbewußt, aber er verliere die Erinnerung an seine Vergangenheit und nur die Fähigkeiten und Fertigkeiten, die er in derselben ausgebildet und erworben habe, seien noch in seinem Besitze. Höchstens, daß vielleicht Ereignisse seiner Vergangenheit wie ein flüchtiger Traum an ihm noch vorüberschwebten. Der Geist verharre aber in seiner Identität mit sich, er bleibe derselbe, der er gewesen vor und während der Incarnation; die Incarnation sei nur eine besondere Phase seiner Existenz. Zurückgekehrt in die Welt der reinen Geister erwäge und bilde er fort den Gewinn, den ihm sein Erdenleben gebracht habe. Sei er aber nicht bis zu jener Stufe emporgestiegen, wo er würdig sei, in einer höheren Welt eine höhere Incarnation anzunehmen, habe er für sich auf Erden noch weitere Errungenschaften zu machen, noch eine Mission für sich und Andere zu erfüllen, so müsse er abermals auf dieselbe zurückkehren und das Versäumte nachholen, er verfalle der Reincarnation. Die Reincarnation sei aber keineswegs als Strafe, sondern als gütige Veranstaltung Gottes zu Höherbildung des Geistes zu betrachten. Von des Geistes eigener sittlicher Thatkraft hänge es ab, ob und wie oft er wiederkehren müsse oder ob er des Materiellen immer mehr entledigt, in einer bessern Welt incarnirt werde, um in ihr bis zu jener Stufe des Fortschritts zu gelangen, wo er in das Reich der reinen Geister eingehen, sich des höchsten Glückes erfreuen und an den Rathschlüssen und der Weltregierung des Allmächtigen als Diener theilnehmen dürfe. So fänden fortwährend Einwanderungen von der geistigen in die körperliche Welt und Auswanderungen aus dieser in jene statt, wie eben Geburt und Tod sich unaufhörlich ereignen.

Die Reincarnationstheorie bildet den eigentlichen Centralgedanken von

Allan Kardec; mit ihr erneuert er die uralte Lehre von der Seelenwanderung, zu welcher sich zuletzt auch noch Lessing bekannte. Und wie schon die alten Religionen und Philosophen diese Idee zur Theodicee, zur Rettung des Glaubens an eine sittliche Weltordnung und zur Lösung der mannigfachen verwirrenden Räthsel des menschlichen Daseins zu verwehrten wußten, so geschieht es auch bei Kardec und zwar mitunter in überraschend geistvoller Weise. Aber sie wird für ihn und seine Anhänger zugleich die Verlockung zu dem Spiele einer von dem Leitbande des Verstandes losgelassenen Phantasie. Im weiteren Fortgange seiner Entwickelungen verwirft Allan Kardec die kirchliche Auffassung vom Wunder und setzt an ihre Stelle die Annahme einer beständigen, gleichfalls nach festen Gesetzen der Weltordnung sich vollziehenden, also natürlichen Einwirkung der Geister in den Bereich unserer Sichtbarkeit; mit andern Worten: er sucht die spiritischen Phänomene als in den allgemeinen Causalnexus aufgenommen darzustellen. Es würde uns zu weit führen, wollten wir dem Autor in das Detail seiner physikalischen und psychologischen Ansichten folgen; nur um seine Stellung zum Christenthum zu zeichnen, sei noch hervorgehoben, daß er größer von dem Gründer desselben denkt, als Davis; Jesus erscheint ihm als ein höherer, von Gott gesandter Geist, dessen außerordentliche Thaten von den Erfahrungen des Spiritismus aus zugestanden, aber nach den Hypothesen desselben erklärt werden. In einer Art von Commentar zu den Evangelien soll der Spiritismus nicht als eine Negation, sondern nur als das reifere Verständniß der Lehre des Christenthums aufgezeigt werden. Schließlich fehlt es auch bei diesem Autor nicht an apokalyptischen Hoffnungen und Ausblicken auf eine bessere Zukunft des Menschengeschlechts auf Erden, und wird deren Beginn bereits von dem Auftreten und der Verbreitung des Spiritismus an datirt, da mit ihm zuerst eine moralische Erneuerung der Menschheit eintreten und daran von selbst eine große sociale Reform sich knüpfen müsse. Das vierte Werk (L'Évangile selon le Spiritisme) wendet sich den moralischen Lehren Jesu zu und legt ihre Uebereinstimmung mit der Ethik des Spiritismus dar. Einen wahrhaft unheimlichen Eindruck aber macht das fünfte Buch (Le ciel et l'enfer), wo die Zustände verklärter und verworfener Geister geschildert und zuletzt die Citationen mehrer derselben mitgetheilt werden.

Zu den glühendsten Anhängern von Kardec gehörte früher auch der Astronom Camille Flammarion. Derselbe hielt dem Meister im Jahre 1869 eine begeisterte und pietätsvolle Grabrede, will aber heute, obschon er die Realität des Spiritismus noch immer nicht in Zweifel zieht, von dieser seiner Jugendschwärmerei nicht gerne mehr hören. Bald nach Kardec's Tod ereignete sich der komische Vorfall, daß ein von ihm selbst hochgeschätztes Medium Morin ein reumüthiges Bekenntniß des Verstorbenen über die Herrschsucht und den Hochmuth, womit er erleuchtete Personen vom Spiritismus zurückgestoßen und dessen Verbreitung gehindert habe, erhalten haben wollte. —

Großes Erstaunen mußte es erregen, als der große Mathematiker Babinet,

welcher bislang behauptet hatte, daß der Wille nicht die Epidermis überschreite, aus seiner eigenen Erfahrung bestätigte, daß sich auf seinen Befehl ein Tisch vom Boden in die Luft erhoben habe. Es sind überhaupt manche hochgefeierte Namen in Frankreich und Paris, die mehr oder minder zu den Gläubigen zu zählen sind, so z. B. Victor Hugo, Louis Blanc, der Lustspieldichter Sardou und manches angesehene Mitglied der Linken in der Nationalversammlung zu Versailles. Gewiß ist, daß der Spiritismus in allen Kreisen der Pariser Gesellschaft gepflegt wird, in den vornehmsten Salons nicht minder, wie in den Kammern der Ouvriers von Belleville und Vilette. Ja, es gibt hier Personen, denen er zu einer Art von Sport geworden ist; wie ich denn selbst einen reichen Grafen aus der Havannah kennen lernte, der sich um das Honorar von 3000 Franken jährlich ein eigenes Medium zum Privatgebrauche hält und der in seinem Vertrauen auf dasselbe selbst dann nicht erschüttert werden konnte, als es wegen unzweifelhaften Betruges gerichtlich verurtheilt wurde. — Mehrere Revuen und eine Menge von Schriften, deren Zahl sich fortwährend vermehrt, beschäftigen sich auch in Frankreich mit der mysteriösen Kunst und Wissenschaft.

Die Reincarnationstheorie fand in Oesterreich-Ungarn an Adelma von Vay eine Vertreterin. Die schöne Gräfin ist ein interessantes psychologisches Räthsel; bei ihr, als einem gebornen Dichter, könnte man Wesen und Wirksamkeit der Phantasie und die Gesetze, nach welchen dieselbe wie in einer Art von natürlichem Wachsthum ihre Gebilde entstehen läßt, studiren. Aber die Phantasie steht bei ihr im Dienste eines wunderbaren Ahnungsvermögens, dessen Schöpfungen sich wieder unmittelbar in das Sinnessystem projiciren und zu symbolischen Bildern verdichten. Auch im wachen Zustande der Macht der Traumphantasie verfallend, dichtet Frau Adelma ganze Romane und schreibt sie ohne Reflexion auf, ähnlich wie beim Schlafwandel eine unbewußte Vorstellung zur Handlung treibt. Die religiösen Vorstellungen ihrer Jugend und später im Verkehr, oder aus der Lectüre eingesogene Ideen, verwebten sich in ihrem Geiste zu einer ihr selbst nicht vollbewußten Conception, die sich plötzlich triebartig gestaltete und nach Aeußerungen drängte. Diesem Impulse folgend und die blitzartig aufleuchtenden Gedanken schriftlich festhaltend, nahm die Gräfin ihren eigenen ideellen Besitz als Inspiration und Dictat fremder Geister und sie that dies im guten Glauben, da ja dieser Besitz in ihrer Seele ein mehr unbewußtes Depositum war. So erklärt sich psychologisch die Entstehung ihres Buches „Geist, Kraft und Stoff," das sie unter besonderer Leitung von Buddha, der Jungfrau Maria und dem Märtyrer Laurentius im Jahre 1869 innerhalb 36 Tagen verfaßt haben will und das sie nun als „eine heilige Gabe" und in dem sicheren Gefühl hierin nur nach Gottes Willen zu handeln, publicirte. In dieser verworrenen Schrift sollen die Tiefen der dreieinigen Gottheit, die Geheimnisse der Schöpfung und die Schicksale der Geisterwelt aufgedeckt werden. Zuletzt verläuft sich die ganze Offenbarung in eine so dunkle Zeichen- und Zahlenmystik, daß selbst ein so

freundlicher Beurtheiler, wie Franz Hoffmann, darauf verzichtet, Klarheit in dieselbe zu bringen. Die Gräfin Vay erzählt in ihren „Studien über die Geisterwelt“ wie sie und ihr Mann Medien geworden seien und sich in diesem Zustand allmählich weiter entwickelt haben. Ihr Mann habe sich besonders zum Zeichnen angetrieben gefühlt und die Portraits von längst verstorbenen Bekannten und Unbekannten, dazu aber auch noch, und zwar unter dem Einflusse von A. von Humboldt, Katzen und Mopse aus dem Mercur darzustellen angefangen. Die Geister Hahnemanns und Mesmer's hätten durch sie beide homöopathische Heilmittel ordinirt und zahlreiche Curen gemacht, zuletzt habe sich ihre medicinische Praxis sogar auf abgeschiedene Geister erstreckt. Die Gräfin erzählt auch von ihrer wunderbaren Sehergabe, wonach sich ihr in einem Glase Wasser symbolische Visionen darstellten, welche ihr von Geistern auf Ereignisse, die sich entweder in der Ferne zugetragen, oder erst in der Zukunft verwirklichen sollen, gedeutet werden. Wenn wir den Mittheilungen Zschokke's von seinem räthselhaften Ahnungsvermögen, mittelst dessen er die ganze Lebensgeschichte ihm unbekannter Personen an seinem Geiste vorüberschweben sah, Glauben schenken, so haben wir wohl keinen Grund denselben der Gräfin Vay zu verweigern, wenn sie in schlichter Weise Thatsachen bringt, in der ihre Sehergabe constatirt wird.

Alle Ueberschwänglichkeiten ihrer Phantasie kommen aber erst in den bizarren Reincarnationsgeschichten zur Wucherung. Sie hat Allan Kardec's Lehre auf einen Gipfel der Phantasie geführt, daß auch den gläubigsten Spiritisten die Sache zu toll zu werden anfing und sie der exaltirten Dame ihren Verdruß nicht zurückhielten. Und doch ist kein Zweifel, daß dieselbe dabei in aufrichtigster Ueberzeugung zu Werke geht und aus derselben heraus sich auch gegen den Spott der Welt gewappnet fühlt. — Im Unterschiede von Allan Kardec vindicirt Adelma von Vay den abgeschiedenen Geistern eine vollkommene Erinnerung um ihr vergangenes Leben. Als ihr einmal ein Geist von einem Raubritter erzählt, der von seiner eigenen Tochter Valerie vergiftet worden sei, ahnt ihr, daß sie wohl selbst diese Vatermörderin gewesen sein könne; später wird ihr bestimmt mitgetheilt, daß sie im vierzehnten Jahrhundert bereits auf Erden gewesen und in Folge der Intriguen geistlicher Herren als Hexe verbrannt worden sei. — Da nach ihrer Behauptung alle Krankheiten von feindlichen Geistern herrühren, so kommt sie mit diesen durch ihre Patienten in näheren Verkehr und erhält von ihnen die wunderlichsten Aufschlüsse über ihre früheren Erdenschicksale und letzten Irrfahrten. Da entwickelt sich nun eine ganz neue und gewiß die sonderbarste Art von Romandichtung, worin Geister und Menschen zusammenwirken und der Schauplatz sowohl das Diesseits, wie das Jenseits ist. Als Probe mögen folgende zwei läppische Geschichten dienen: Bei Gelegenheit der Behandlung eines zweijährigen Mädchens M., das an der Epilepsie leidet, erfährt die Gräfin, daß ein gewisser Geist Raimund die Ursache dieses Zustandes sei. Das Mädchen wäre nämlich durch eine frühere Incarnation an ihn gekettet, sei seine Braut

gewesen, er aber habe das Mädchen vergiftet und suche nun in einem neuen Leib ihr Bruder zu werden, um sie recht peinigen zu können. Dieser böse Raimund wird aber durch der Gräfin und ihres Mannes Gebet bekehrt, das Mädchen gesundet, und jener erhält nun die Erlaubniß, sich der Mutter des Mädchens einzuverleiben und so dessen Bruder zu werden. Die Gräfin theilt der Mutter von M. mit, daß ihr die Entbindung von einem Knaben bevorstehe, scheint jedoch bei dieser Ankündigung aus Rücksichten auf ihre Freundin nicht sogleich Herkunft und Qualität des neuen Sprößlings verrathen zu haben. — Ein Bauer leidet gleichfalls an der Epilepsie und es stellt sich heraus, daß sein früheres Weib, die ihm nicht nur das Leben auf Erden sauer gemacht, sondern ihm auch noch nach dem Tode seinen Aufenthalt im Geisterreich zu verleiden gewußt hatte, so daß er, um ihr zu entfliehen, sich abermals incarnirte, ihn mit diesem Uebel behaftet habe. Dieselbe kann nämlich nicht ertragen, daß ihr Mann in seinem neuesten Erdenwallen sich abermals ein Weib genommen, und da sie gerne mit ihm wieder vereinigt sein möchte, sich aber nicht incarniren darf, so sucht sie den Ungetreuen zu tödten, damit er in's Geisterreich und zu ihr zurückkehren müsse. Wieder gelingt es den eindringlichen Vorstellungen von Frau Adelma und ihrem Gatten, den erzürnten Geist zur Einsicht und Besserung zu bringen, so daß er sich entschließt, durch Reincarnation seines ehemaligen Mannes Kind zu werden. Als dann die Erstere dem hergestellten Bauern von einem Kinde spricht, das ihm Gott noch schenken wolle, ist derselbe noch ungläubig wie Sara im alten Testament, da er doch schon 60 Jahre alt und bereits Großvater sei. Aber der Geist hält Wort, wird als Tochter seines früheren Mannes geboren, stirbt jedoch schon nach drei Monaten hinweg. Indem er jedoch hiedurch Sühne geleistet, darf er auf Wiedervereinigung hoffen. So mag denn auch ein Ehepaar seine eigenen Eltern wieder als seine Kinder erzeugen und mögen in neuen Incarnationen Eltern und Kinder sich miteinander verheirathen.

Adelma's Geister sind mitunter recht sonderbare Käuze; die Einen wissen zum Theil noch gar nicht, daß sie schon gestorben sind; Andere können trotz ihres Fortlebens nach dem Tode und ihrer eigenen Existenz im Geisterreich doch nicht an diese Thatsache glauben und werden erst allmälig von der Unsterblichkeit überzeugt. Zwischen all diesem wahnwitzigen Zeug läßt sich wohl noch ihr eigener Verstand warnend vernehmen, wenn ihr aus dem Jenseits wieder mitgetheilt wird, daß ihr ganzes Thun nur Thorheit und Selbsttäuschung sei. Ein Geist W., der einen Abstecher auf die andern Planeten gemacht hat und nun wieder in die Atmosphäre der Erde zurückgekehrt ist, gibt an, daß dieselbe in sieben Sphären um den Erdkörper sich lege und daß in jeder derselben eine besondere Species von Abgeschiedenen hause. So säßen in der dritten die Materialisten und Nihilisten mit dem Studium der Atome und Molecüle beschäftigt, ohne Glauben an den Geist und im Bewußtsein ihrer Fortdauer unsäglich elend. Darunter befände sich auch David Strauß, der ganz jammervoll stöhne, daß er noch nicht vernichtet sei.

Zu den Geistern, die unsere Gräfin in besondere Protection genommen haben, gehört auch Aloysius von Gonzaga; und dieser ist es, der sie mit Buddha in Beziehung bringt. Buddha aber gibt ihr dann theologische und moralische Lectionen und befestigt sie in dem Glauben, daß Christus der Sohn Gottes sei. Wie ihr Johannes der Täufer kundgibt, ist Buddha das zweitemal als Apostel Petrus und das drittemal als Franz Xavier incarnirt gewesen. Das Glaubenssystem, das neben Buddha auch noch die Jungfrau Maria und St. Laurentius der Frau Adelma inspiriren, weicht aber von der kirchlichen Orthodoxie ziemlich ab; wie denn dieselben ihr auch geringschätzige Meinungen von der Klerisey einflößen, so daß es wieder sehr begreiflich ist, wenn die letztere in den Offenbarungen der Gräfin nur Phantastereien, wenn nicht gar etwas Aergeres, nämlich Teufelsspuk, erkennen will.

Für die Sache des Spiritismus konnte nichts wichtiger sein, als daß die Naturwissenschaft aus ihrer spröden Zurückhaltung heraustrat und ihn einer exacten Beobachtung unterzog. Hierin folgte dem Chemiker Hare Professor Thury in Genf nach. Derselbe kam durch seine Untersuchungen zu dem positiven Resultat der Thatsächlichkeit der spiritistischen Phänomene, aber er wollte dieselben durchaus mechanisch und natürlich erklärt wissen und postulirte zu diesem Zwecke ein Fluidum oder Agens — er nannte es „Psychode" — welches ähnlich dem in der Physik angenommenen Aether alle Materie durchdringen und dem Willen als Vehikel zu Wirkungen in die Ferne dienen solle. Doch erst durch die Zeugnisse englischer Naturforscher, deren Namen zu den gefeiertsten in der wissenschaftlichen Welt gehören, wurde der Spiritismus aus dem Verrufe, der auf ihm lastete, etwas befreit und ernster gewürdigt. Zu dieser Wendung scheint insbesondere Home die Veranlassung gegeben zu haben, indem er sich mit seinen merkwürdigen Fähigkeiten und Künsten mehreren Naturforschern zur Untersuchung stellte. Unter diesen war es nun in erster Reihe Alfred Russel Wallace, der weltberühmte Reisende und Mitbegründer der Selectionstheorie, welcher für die Realität der neuen Wunder sich verbürgte und dafür das ganze Gewicht seines wissenschaftlichen Ansehens einsetzte. Derselbe hatte sich in seiner Jugend viel mit dem Mesmerismus beschäftigt und dabei außergewöhnliche Dinge an seinen Somnambülen erlebt; er kam daher an die Prüfung des Spiritismus jedenfalls nicht mit einer ungünstigen Prädisposition des Geistes, doch wie er selbst versichert, immerhin als Naturalist, der von dem Dasein einer höheren geistigen Welt nichts wissen und in den Erscheinungen des Spiritismus, falls sie sich ihm bestätigen sollten, nur die Wirksamkeit einer noch unbekannten Naturkraft anerkennen wollte. Bis zu dem Zeitpunkt, wo er sich mit demselben eingelassen habe, erzählt Wallace weiter, sei er ein unerschütterlicher Skeptiker, ein Verehrer der Werke von Strauß, Carl Vogt und Herbert Spencer, kurz ein so entschiedener und starrsinniger Materialist gewesen, daß er damals in seinem Kopfe keinen Platz für die Vorstellung einer geistigen Existenz oder für irgend welche andere Wirkungsweise im Universum als für „Stoff und Kraft" habe finden

können. Aber Thatsachen seien hartnäckige Dinge und Thatsachen, die ihm weder die neuere Wissenschaft noch die Philosophie zu erklären vermochten, hätten ihn endlich geschlagen, und ihn zuletzt selbst für die spiritualistische Hypothese gewonnen, indem diese nur allein jene räthselhaften Vorgänge verständlich mache. Wallace erwähnt einer stattlichen Anzahl distinguirter Personen, die mit ihm von der Realität des Spiritismus überzeugt seien, und unter denselben begegnet man Mathematikern, Astronomen, Chemikern, Physikern, Physiologen, Aerzten und Schriftstellern, wie Thackeray. „Ich setze voraus," sagt er, „daß man diese Personen für ehrliche Leute erachten wird. Wenn dann diese Thatsachen, welche Viele von ihnen wiederholt gesehen zu haben behaupten, niemals stattfinden, so muß ich es meinen Lesern überlassen, die unbezweifelte Thatsache des Glaubens an dieselben von Seiten dieser Personen sich selbst auf das möglich Beste zu erklären. Ich kann dieses nur thun, indem ich voraussetze, daß diese wohlbekannten Männer alle Narren oder Tollhäusler gewesen sind, was mir zu glauben weit schwieriger ist als anzunehmen, daß sie vernünftige Leute und im Stande sind, Thatsachen zu beobachten und sich ein gesundes Urtheil darüber zu bilden, ob sie möglicherweise mit ihnen getäuscht worden sein könnten oder nicht. Ein Mann von gesundem Verstande wird nicht leicht anzeigen, wie dies Viele von solchen thun, daß er gesehen hat, was andere für absurd und unglaublich halten, und daß er auch moralisch sich gewiß fühlt, in dem, was er sah, nicht getäuscht worden zu sein." — Wallace berichtet dann von seinen eigenen spiritistischen Erfahrungen, die er in physikalische und intellectuelle Phänomene theilt. Die ersten bestanden in einer Aufhebung der Schwerkraft oder in der Entstehung von Bewegungen und Klängen ohne sichtbare mechanische Einwirkung; bei den letzteren wurden oftmals Angaben über die anwesenden Personen oder ihre Verwandte, die dem Medium vorher nicht bekannt geworden sein konnten, gemacht. Das ganze Referat aber verräth doch, daß Wallace bereits einer Gemüthsverfassung verfallen war, die sein kritisches Auge umflorte und ihn dem Wunderbaren sehr zugänglich machte, wie er denn nun auch zur Aufstellung einer in die Transcendenz hinausschwärmenden Weltansicht gelangte, wonach der Geist, als Wesenheit für sich, den Körper entweder zeitweilig schon während des Erdenlebens oder für immer durch den Tod verlasse und dann in eine neue Daseinsweise eintrete, in welcher er nach seiner intellectuellen und moralischen Beschaffenheit zunächst das sein werde, wozu er sich selbst gemacht habe und einen ätherischen Körper als Mittel sein Inneres zu offenbaren empfange. Aber auch den auf Erden Zurückgebliebenen könne er sich wieder versichtbaren, indem er an den Effluvien menschlicher Körper ein Material für seine vorübergehende Versinnlichung gewinne. Ueber die triviale und phantastische Natur der Handlungen mancher dieser entkörperten Geister werde man sich nicht mehr verwundern, wenn man an die Myriaden trivialer und phantastischer Wesen denke, die täglich Geister werden und die wenigstens noch eine Zeitlang ihre menschlichen Eigenthümlichkeiten in ihrem neuen Zustand beibehalten. Die Aussichten auf

einen von der eigenen Thätigkeit des Geistes bedingten, unabsehbaren Fortschritt, auf dessen Bahn wohl ein Zurückbleiben, aber doch kein dauerndes Stehenbleiben möglich sei, so daß es keine bösen Geister im Sinne der Kirchenlehre geben könne, sondern nur Geister böser Menschen, von denen aber selbst die schlimmsten sich dem Proceß der Vervollkommnung nicht entziehen könnten, seien von höchster moralischer Bedeutung. In den höheren Sphären, zu welchen die Geister aufwärts strebten, gebe es über unsere Begriffe hinausliegende Schönheiten und Annehmlichkeiten. Ideen der Schönheit und Kraft werden dort durch den Willen verwirklicht und der unendliche Kosmos werde zu einen Gebiet, in dem die höchste Entwickelung des Verstandes sich an die Erwartung grenzenloser Kenntnisse wagen dürfe. — Bemerkenswerth bei Wallace ist, daß er Gott in den Zusammenhang seiner Constructionen nicht hineinzieht, sondern die völlige Unwissenheit sowohl der Menschen wie der Geister um denselben hervorhebt. — Die Erfahrungen, welche Wallace mit dem Spiritismus gemacht haben will, werden noch überboten durch das Zeugniß von Varley, einem der größten Ingenieure der Jetztzeit, welcher bekanntlich das transatlantische Kabel legte. Dieser erzählt in einem Briefe an Tyndall (vom Mai 1868) aus den Sitzungen mit Home, daß bloß in Gedanken gewünschte Berührungen augenblicklich an ihm stattgefunden haben, daß ein Tisch plötzlich 14—15 Zoll hoch vom Fußboden emporgehoben worden sei, in der Luft sich bewegt und erst allmählich sich wieder herabgesenkt habe, wie er es heimlich für sich verlangt; daß auf Wunsch Klopflaute in den Wänden, im Getäfel, an den Stühlen u. s. w. sich vernehmen ließen, welche sich noch anderthalb Stunden später, als er und seine Frau in ihre 5—6 Meilen entfernte Wohnung zurückgekehrt gewesen, in den Wänden derselben wiederholten, und endlich, daß leichte wie schwere Möbel sich ohne jede sichtbare Einwirkung bewegt haben. Varley wies auf Grund seiner Erfahrungen gleich von vornherein die Annahme zurück, daß hier Elektricität im Spiele sei. Alles, was er mit Home und ebenso vor wie nach der Begegnung mit ihm erlebt hatte, schien ihm auf das Eingreifen unsichtbarer geistiger Wesen hinzudeuten. Vor dem Comité der dialectischen Gesellschaft in London erklärte er wörtlich: „Meine Autoritäten für die Behauptung, daß die Geister verwandter Wesen uns wirklich besuchen, sind: 1) ich habe bei mehreren Gelegenheiten sie deutlich gesehen; 2) in mehreren Fällen sind nur mir selbst und der angeblich sich mir mittheilenden hingeschiedenen Person bekannte Dinge richtig berichtet worden, während das Medium die Umstände gar nicht kannte; 3) bei mehreren Gelegenheiten sind nur Beiden bekannte Dinge, die ich ganz vergessen hatte, durch den sich mittheilenden Geist wieder in meine Erinnerung zurückgerufen worden, weshalb dieses kein Fall von bloßem Gedankenlesen sein konnte; 4) bei manchen Gelegenheiten, in denen mir diese Mittheilungen gemacht worden, habe ich meine Fragen geistig gestellt, während das Medium die Antworten niederschrieb, dabei aber die Bedeutung der Mittheilungen durchaus nicht kannte; 5) die Zeit und Natur kommender Ereignisse, die

sowohl mir als dem Medium unerwartet und unbekannt waren, sind mir in mehr als einem Falle mehrere Tage vorher genau mitgetheilt worden. Da meine unsichtbaren Nachrichtgeber mir die Wahrheit in Betreff der kommenden Ereignisse sagten und ebenso auch behaupteten, daß sie Geister wären, und da die im Zimmer anwesenden Sterblichen keinerlei Kenntniß der von ihnen mitgetheilten Thatsachen hatten, so sehe ich keinen Grund ab, ihnen nicht zu glauben." —

Diese Aussagen von Varley sind wohl das Stärkste, was von Seiten eines Naturforschers für den Spiritismus bezeugt wurde. Werden wir sie einfach als Selbsttäuschungen abfertigen dürfen?

(Ein Schlußartikel, die „wissenschaftliche Prüfung" enthaltend, folgt.)

Die Madonna im Oelwald.

Novelle in Versen.

Von

Paul Heyse.

— München —

Erstes Capitel.

Zu kurz ist immer mir der Wintertag
In Rom, der Abend oft zu lang erschienen.
Wer sel'ge Stunden zu verträumen pflag
Im Vatican, in Kirchen und Ruinen,
Sagt, wie er Abends sich verirren mag
Ins Schauspielhaus und Cossa's Messalinen
Beklatschen oder Boito's Mephistopheles
Und im Concert Triviales oder Schofeles?

Und vollends im Salon die blassen Phrasen
Des kunstbeflissnen Doctors Soundso,
Von Stilperioden und Entwicklungsphasen
Das hundertmal gedroschne leere Stroh;
Des Fräuleins hold verhimmelnde Ekstasen:
„Was halten Sie von Michelangelo?
Göttlich, nicht wahr? Doch lieb' ich auch Giorgione" —
Und nun citirt sie keck den „Cicerone".

Weit klüger doch, an des Kamines Flammen
Zu schau'n, wie sacht die Glut versinkt zu Asche,
Und finden Drei sich oder Vier zusammen,
Ein Spiel zu machen bei umflochtner Flasche,

Mag auch ein Schwärmer als profan verdammen,
Wer Karten mitführt in der Reisetasche.
Doch, hat erhab'ne Kunst die Seele mystisch
Uns aufgeregt, beruhigt sie der Whisttisch.

Noch höher preis' ich, wem das Glück geworden,
Daß am Clavier mit seelenvoller Hand
Er lösen mag in strömenden Accorden
Die Sinne, die der Tag ihm überspannt.
Wer dies entbehrt und seine Zeit zu morden
Mit Zeitungsblättern schwer sich überwand,
Der muß, wenn früh schon sich die Schatten senken,
Auf andre Kurzweil für den Abend denken.

Da lohnt sich's denn, Geschichtchen zu erzählen,
Verliebt, moralisch, witzig, wundersam;
An Stoffen wird's in diesem Land nicht fehlen,
Wo die Novellenflut den Anfang nahm.
Mich laßt die edle Form der Stanze wählen,
Ob auch in Mißcredit das Reimen kam:
Man träumt so süß, indeß die Strophen klingen,
Von lieblichen und sehnsuchtswerthen Dingen.

Nun denn, in jener vielgepries'nen Aera,
Die Renaissance in der Historie heißt,
Lebt' ein gewisser Graf von Roccanera,
Deß' Haupthaar früher als sein Herz ergreis't.
Und da im Ahnenschloß an der Riviera
Der Adria verwittwet und verwais't
Er lang gehaus't, konnt' er den Wunsch nicht zähmen,
Noch spät ein schönes junges Weib zu nehmen,

Das einz'ge Kind von einem wackren Paare,
Das in Florenz ein Goldschmiedlädchen hielt.
Viel seltner ward nach ihrer blanken Waare,
Als nach dem schlanken Töchterlein geschielt.
Ein reizend Herzchen war's mit blondem Haare,
Sehr scheu und stumm, das noch mit Puppen spielt,
Kurz eh' sie ward die lieblichste der Bräute.
Die Bellagioja nannten sie die Leute.

„Das schöne Kleinod" mag man's übersetzen.
Kein schönres hat ihr Vater je verkauft;
Doch wurde sie nach christlichen Gesetzen
Gigia, wie ihre Pathin hieß, getauft.
Die ganze Jugend lag in ihren Netzen
Und hat verzweifelt sich das Haar zerrauft,
Wobei manch wilder Fluch und Seufzer laut ward,
Als Gigia mit dem alten Herrn getraut ward.

Der zog mit ihr nach seinem Schloß am Strande
Und hielt so kostbar sie und liebevoll,
Wie ein Madönnchen im Brocatgewande,
Dran nie ein rauhes Lüftchen rühren soll,
Daß rings von diesem Muster-Ehestande
Ein feiner Ruhm im ganzen Land erscholl
Und selbst die schöne Helena von Troja
Beneidet hätte Gräfin Bellagioja.

Als Gräfin auch war sie ein Kind geblieben;
Ein drollig Püppchen dünkt' ihr der Gemahl.
Doch wenn sie Possen lang mit ihm getrieben
Zu übermüth'ger Kurzweil, auf einmal
Besann sie sich, recht kindisch ihn zu lieben,
Daß sie das Herz ihm aus dem Busen stahl.
So lebte sie vergnügt und ganz unsträflich,
Und hatt' er Gicht, so hielt sie das für gräflich.

Für gräflich auch, daß zu dem Dienst im Haus
Nur alte Frau'n und Greise tauglich schienen.
Es nehme, sprach der Graf, sich nobler aus,
Ließ' man von würd'gen Leuten sich bedienen.
Sie zog zuerst ihr schönes Näschen kraus,
Dann aber trieb sie Kurzweil auch mit ihnen,
Und nicht verstört' es ihren Kinderfrieden,
Daß sie umringt sich sah von Invaliden.

Da mußt' ihr theurer Spielgefährte sterben
(Die Gicht war, wie man sagt, zurückgetreten).
Sie aber sollte neuen Ruhm erwerben,
Indem sie that, was wenig Frauen thäten:
Statt lachend jetzt ihr goldnes Loos zu erben,
Spann sie sich ein in Fasten, Wachen, Beten
Und schien entschlossen, fern dem Sang und Klang
Der frohen Welt zu seufzen lebenslang.

Das Trauerjahr verstrich. Doch im April,
Da längst die Mandeln blühten und die Sänger
Im jungen Laube ganz im alten Stil
Ihr Liedchen zwitscherten, die Tage länger,
Die Nächte lauer wurden, sah man viel
Die junge Wittwe wandeln, bang und bänger,
Und blaß und bläßer unter Lenzgewittern
Vor jedem Hauch in sich zusammenzittern.

Die alte Kammerfrau, hoch in den Funfzig,
Doch frisch und rüstig noch, ward dessen inne.
In wahrhaft christlichen Gemüthern stumpft sich
Das Mitgefühl nicht ab im Frost der Sinne.

Sie wußte, daß mit Schonung und Vernunft sich
So manches Weh läßt heilen im Beginne,
Und faßt' ein Herz sich endlich zu der Frage,
Was für ein Uebel die Frau Gräfin plage.

Ach, gute Renza, sprach da mit Erröthen
Die junge Wittwe, mir hilft nur das Grab.
Mein Leben schlepp' ich in so bittren Nöthen,
Daß ich die Lust daran verloren hab'.
Gieb Acht, der grimme Kummer wird mich tödten,
Denn wie die Zeit auch wächst, er nimmt nicht ab;
Seit ich verloren meinen Herrn, den Grafen,
Hab' ich erquicklich keine Nacht geschlafen.

Oft schreck' ich auf aus einem bangen Traum,
Geweckt von meines eignen Herzens Pochen.
Vor seltsam schwüler Wallung athm' ich kaum
Und fühl' das Blut in allen Pulsen kochen.
Dann seh' ich Bilder rings im leeren Raum
Und schrei', als hätten Nattern mich gestochen
Grad' an der linken Brust — im Fegefeuer
Kann man nicht Qual bestehn so ungeheuer!

O Herrin, rief, zum Scheine sehr erschrocken,
Die kluge Alte, das sind böse Zeichen!
Es scheint an Eurem Herzchen was zu stocken,
Das wird, gebt Acht, so bald nicht von Euch weichen,
Besteht Ihr drauf, so einsam hier zu hocken.
Nur Eines hilft Patienten Euresgleichen:
Die Wallfahrt nach Loretto müßt Ihr machen;
Glaubt, da curirt man noch ganz andre Sachen.

Es ist nicht weit, vier kurze Tagesfahrten,
Wir gehn verkleidet, daß uns Niemand kennt.
Da sollt Ihr Wunder sehn von allen Arten;
Denn wofür sonst kein Arzt ein Mittel fänd',
Ein Heil'ger heilt's. Ich weiß bei Eurem zarten
Geblüt und zwanzigjähr'gen Temp'rament
Nichts Bessres, Euer Herzgebrest zu bannen.
Gleich morgen früh schon wandern wir von dannen.

So sprach die Kluge, die zum Schein ein heilig
Gesicht aufsteckte voller Andachtswonne.
Denn eine gläub'ge Christin war sie freilich,
Doch mehr als aller Fürspruch der Madonne
Schien ihr die muntre Wanderschaft gedeihlich.
Frau Gigia fürchtet zwar die schwüle Sonne,
Doch lockt sie auch das Abenteuer mächtig,
Und händeklatschend ruft sie: Das ist prächtig!

Geschwind bedenkt sie, daß für Pilgerinnen
Wohl eine Büßermiene sich gebühre.
Sie wolle, spricht sie, erst noch sich besinnen,
Obwohl sie längst schon einen Trieb verspüre,
An heil'ger Stätte Frieden zu gewinnen.
Was man für einen Anzug wohl erküre?
Ob unbeschuht der Fuß und bar das Haupt sei?
Ob unterwegs zu essen auch erlaubt sei?

Die alte Zofe rannte lachend fort
Und kam mit einem Arm voll Kleidern wieder:
Ein saubres Schleiertuch, so wie es dort
Getragen wird, ein pfirsichfarbnes Mieder
Mit Gold gestickt, ein Rock mit breitem Bord,
Der faltig schwankt bis zu den Knöcheln nieder —
Kurz, als die Gräfin sich im Spiegel sah,
Das schmuckste Bauernweib erblickt sie da.

Bewundernd lief zusammen das Gesinde.
Der Hauskaplan, ein neunzigjähr'ger Greis,
Schwur, daß er so die Frau noch schöner finde,
Und Alle stimmten eifrig bei im Kreis.
Doch sie gebot, daß sich ein Jedes binde
Mit theurem Eide, weder laut noch leis
Ein Wort von ihrer Pilgerfahrt zu plaudern,
Und früh ging's auf die Reise sonder Zaudern.

Kühl schauert' übers Feld der Morgenhauch,
Und bleicherloschen hing der Mond im Blauen,
Als muntern Schritts nach rüst'ger Weiber Brauch
Den Schloßberg nieder wandelten die Frauen,
In derben Schuh'n, die alte Renza auch
Ganz wie ein Dorfmatrönchen anzuschauen,
Das einen Gang zum nächsten Markte vorhat;
Im Korbe schleppt sie mit den Reisevorrath.

Sie mühte sich der Herrin nachzukeuchen,
Die wie beflügelt ihres Weges schritt,
Indeß an blüh'nden Bäumen und Gesträuchen
Ihr junges Aug' entzückt vorüberglitt.
Schon jetzt schien ihr der Gang den Druck zu scheuchen,
An dem das arme Wittwenherzchen litt.
Sie sang und sprang sogar. Nie war so froh ja
Seit ihrer Mädchenzeit Frau Bellagioja.

O Herrin, warnt die Alte, Frau'n vom Lande
Gehn mit bedächt'ger Eile, nicht im Flug.
Man merkt auf hundert Schritt die Frau von Stande;
Seid fromm wie Tauben, doch wie Schlangen klug,

Und schützt auch das Gesicht vorm Sonnenbrande.
Da stand die Gräfin athmend still und schlug
Das Kopftuch, das im Lauf ihr losgegangen,
Gleich einem Nonnenschlei'r um Stirn und Wangen.

Dann ging die Reis' im Pilgerschritt von Statten,
Bis mählig wuchs der Frühlingssonne Glut.
Da ruhten sie in eines Wäldchens Schatten
Und labten sich am Vorrath wohlgemuth
Und kühlten, den sie mitgenommen hatten,
Den Wein mit eines Bächleins reiner Flut.
Darauf entschlief die Wallerin so fest da,
Wie täglich sie im Schlosse that zur Siesta.

Süß träumte sie, von weichen Cithertönen,
Verliebtem Flüstern, Augen kühn und treu,
Von dem, was edle Frauen streng verpönen
Und doch ersehnen in beklommner Scheu.
Ein stolzer Ritter kniete vor der Schönen,
Sanft wie ein Lamm und feurig wie ein Leu.
Die Sache nahm den wohlbekannten Lauf,
Da weckt' ein raschelnd Eidechslein sie auf.

Sie sprang empor, rieb mit den schlanken Händchen
Die Augen aus und sah umher und lachte.
Dann knüpfte sie sich fester Tuch und Bändchen,
Die sie im Schlummer in Verwirrung brachte:
Renza! Ich hört' im Schlaf ein Citherständchen
Und Andres noch, was mich erröthen machte.
Es heißt, daß man nicht sünd'gen könn' im Schlafe,
Sonst wär' mir bang, daß sich mein Traum bestrafe.

Hast du den Korb, den Weinkrug nicht vergessen?
Ach, dieser Traum war süß! — Und munter nun
Ging's wieder eine Strecke fort. Indessen
War's doch beschwerlich in den schweren Schuh'n.
Ach! klagte sie, das Wagniß war vermessen!
Nicht wahr, nun muß mir viel zu Liebe thun
Die heil'ge Jungfrau, da ich so viel Plage
Wie eine Märtyrin geduldig trage.

Kein Zweifel! tröstet die getreue Renza.
Du lieber Christ, Ihr seid's ja nicht gewohnt.
Doch lernt sich's mit der Zeit. Ci vuol' pazienza! —
Und Gigia seufzt. Doch als der frühe Mond
Mit falbem Glanz herab vom Firmament sah,
Erreichten sie ein einsam Haus, bewohnt
Von einem Bauern, wo sie Herberg fanden,
Eh noch der Gräfin letzte Kräfte schwanden.

Der Wirth, den um ein Lager sie gebeten,
Da Müdigkeit erstickt des Hungers Trieb,
War gleich bereit, sein Ehbett abzutreten;
Doch nahmen sie mit einer Streu vorlieb
Im Kämmerlein, wo ohne langes Beten,
Da sie zur Nachtruh in den Kleidern blieb,
Die junge Pilgrin nur mit „Gott sei Dank!"
Und „Gute Nacht!" in tiefen Schlummer sank.

Diesmal ist Nichts von Träumen zu berichten,
Wie bei der Siesta. Doch um Mitternacht,
Vielleicht vom Mond geweckt, der seinen lichten
Schein auf ihr Lager warf mit aller Macht,
Erwacht die junge Gräfin, und mit Nichten
Ward ihr das Weiterschlummern leicht gemacht.
Denn durch die Bretterwand hört sie genau
Die nächt'ge Zwiesprach zwischen Mann und Frau.

Jung waren Beide noch. Bei ihrem Bette
Im Wiegenkorbe lag ihr erstes Kind.
Doch gab's auch hier zuweilen Zankduette,
Die, wie man weiß, das Salz der Ehe sind:
Wie ihm gefiel, die Pilgrin die kokette,
Sie hab' es wohl bemerkt; sie sei nicht blind,
Auch sei's ihr gleich. Er mög' in Gottes Namen
Wallfahrten gehn mit hergelauf'nen Damen.

So leert die junge Frau des Zornes Kübel
Mit einer Flut von Schelten, Klagen, Stöhnen.
Und er darauf: Die Fremde sei nicht übel,
Doch lieg' ihm Nichts an so verdächt'gen Schönen.
Er liebe seine Mea und sein Bübel,
Und wollte man ihn auch zum Kaiser krönen,
Nie ließ' er sie im Stich! — und mehr dergleichen,
Wohl angethan, ein Steinherz zu erweichen.

Es glückt' ihm auch, und Frieden schlossen sie,
Doch sollten sie vorerst den Schlaf noch missen.
Der Säugling war vom Streit erwacht und schrie;
Da hat die Mutter erst ihn stillen müssen.
Dann, summend eine Ammenmelodie,
Trug ihn der Vater selbst herum im Kissen.
Das Alles hat die Gräfin wohl vernommen,
Und recht aus tiefer Brust seufzt sie beklommen.

Ach, anders sah ein Menschenloos sich an
Im schlechten Hüttlein, als im goldnen Schlosse,
Wo sie doch weich auf Händen trug ihr Mann,
Und sie vergöttert ward vom Dienertrosse.

Hier nahm nur Hund und Kätzchen Theil daran,
Der Haushahn rührte sich auf seiner Sprosse
Und stieß die Henne an: Mach, daß du wach wirst!
Horch! unser Tauber girrt schon unterm Dachfirst.

(Er hörte wie im Haus der Bauer summte.)
Doch als das Kind nun wieder sanft entschlief,
Geschah's, daß ringsum jeder Laut verstummte,
Nur noch das Mäuschen hin und wieder lief
Und mürrisch aus dem Traum der Zugstier brummte.
Die gute Renza lag und schnarchte tief.
Die Gräfin aber rief den Schlaf vergebens;
Wach hielt das Räthsel sie des Menschenlebens.

Früh brach man wieder auf in kühlem Schatten.
Doch nicht mehr sang und sprang die Pilgrin munter
Wie gestern durch die thaubenetzten Matten.
Sie sprach kein Wort und seufzte nur mitunter,
Und Schritt vor Schrittchen ging die Fahrt von Statten.
Da plötzlich, wo der Pfad sich wand bergunter,
Glitt aus ihr Fuß und mit verstörten Zügen
Rief sie: Ich kann nicht mehr! Hier bleib' ich liegen.

O liebe Gräfin, rief die treue Seele,
Es ging doch gestern; was verzagt Ihr nun?
Kommt! Eure Füßchen salb' ich Euch mit Oele,
Dann geht Ihr sanfter in den harten Schuh'n.
Schleppt Euch nur noch zu jener Felsenhöhle,
Da woll'n wir uns ein wenig gütlich thun. —
Sie sprach's und bog sich zu der Herrin nieder,
Da plötzlich lähmt ein Schrecken ihr die Glieder.

Wohin des Wegs ihr schönen Kinder? Halt!
Und Eurer Wallfahrt Zweck und Ziel vertraut mir! —
So scholl der Ruf, und aus dem dichten Wald
Sprengt vor ein alter Mönch auf seinem Grauthier.
Nun hält er an, und sehr vergnüglich schallt
Sein Lachen: Kinder, wie entgeistert schaut ihr?
Kommt her und küßt die Hand mir alle Beide!
Fra Corcontento thut euch nichts zu Leide.

Da ward ihr jähes Zagen bald beschwichtet,
Denn harmlos däucht sie dieser Gottesknecht.
Und Renza faßt ein Herz sich und berichtet
(Nur hehlt sie klug das gräfliche Geschlecht):
Sie hätten sich zu Fuß zu gehn verpflichtet
Durch ihr Gelübde; nun gerath' es schlecht;
Denn wenn auch Reitgelegenheit sich fände,
Sagt, würd'ger Herr, wär's Sünde nicht am Ende?

Pax dominus vobiscum! rief der Alte,
Mit deß Latinität es mißlich stand;
Wohl Sünd' ist's, daß man solch' Gelübd' nicht halte,
Doch von den läßlichsten, so mir bekannt.
Auch sind mir triftige und mannichfalte
Zeugnisse der Dogmatiker zur Hand,
Zumal von Kirchenvätern und dem seligen
Franz von Assis und aus den Evangelien.

Via et vita heißt's. Wer unterweges
Nicht leben bleibt, kann der das Ziel erreichen?
Von der Madonna glaub' ich fest, sie leg' es
Nicht anders aus und freue sich ingleichen
Der Büßenden, gleichviel ob sie ein träges
Fuhrwerk bestiegen, ob zu Fuße schleichen,
Ob eines Saumthiers muntern Trab regieren.
Est distinguendum zwischen Thier und Thieren.

Auf feur'gem Zelter nach Loretto sprengen,
Ist sünd'ge Weltlust. Doch mein Grauer hier,
Demüthig läßt er stets die Ohren hängen,
Bet' ich auf seinem Rücken mein Brevier,
Und wird gestachelt von den frommen Klängen
Der Glocken mehr als von der Geißel schier.
Drum mag das zarte junge Weib nur immer
Sich ihm vertrau'n. Er liebt die Frauenzimmer.

Mit solchen Worten steigt er ab und hält
Der müden jungen Pilgerin den Bügel,
Der solch ein Liebesdienst gar wohl gefällt.
Dann führt er selbst das fromme Thier am Zügel,
Und während sie gemächlich über Feld
Und Wiesen wandeln auf und ab die Hügel,
Spricht er: 's ist eine wahre Himmelsgnade,
Daß ich euch treffen sollt' auf meinem Pfade.

Seht, unser Kirchlein hat der Blitz vernichtet,
Und es gebrach am Geld, es neu zu bauen.
Da ward zum Terminiren ich verpflichtet
Von unserm Abt in christlichem Vertrauen.
Mehr als wir hofften hab' ich ausgerichtet,
Sechs Monde kreuz und quer mit meinem Grauen;
Doch, war der Herr auch in dem Schwachen mächtig,
Mir bangt, den Schatz nicht heil nach Hause brächt' ich.

Es wimmelt hier herum von frechen Dieben.
Nun mögen sie mich ausziehn splitternackt,
Wenn nur der Sattel unberührt geblieben,
In den ich all das Kirchengut verpackt.

Sagt dreist, das Thier sei euer, meine Lieben.
Euch lassen sie des Wegs ziehn ungeplackt,
Indeß sie stets bei uns nach Schätzen graben,
Die wir uns doch verlobt der Armuth haben.

Drauf zog er aus dem Abgrund der Kapuze
Die Dose, schnupft' und nieft' und rief: Salute!
Den Frau'n, die hörten, daß zu seinem Schutze
Sie mit ihm zogen, ward nicht wohl zu Muthe.
Doch kam der jungen Gräfin sehr zu Nutze
Der schwere Sattel, drauf so weich sie ruhte,
Und ihrer Nenza winkte sie mit Lachen,
Ein gut Gesicht zum bösen Spiel zu machen.

Ihr selber ward so lustig im Gemüthe,
Drin wieder junge Lebenslust sich rührt,
Daß sie vom nächsten Strauch, der silbern blühte,
Ein Zweiglein bricht und es als Geißel führt.
Das fromme Thier, von feurigerm Geblüte,
Als für ein Klosterlastthier sich gebührt,
Kaum fühlt es sich gekitzelt hinterm Rücken,
Beginnt zu munterm Trab sich anzuschicken.

Und wilder bald hinjagt es wie besessen,
Kein Zuruf hält's, kein Ruck des Zügels auf.
Erst lacht dazu die Reiterin, indessen
Das alte Paar nachkeucht in hast'gem Lauf.
Doch als der Graue, jeder Zucht vergessen,
Fortgaloppirt, daß sie am Sattelknauf
Sich halten muß, nicht jäh hinabzugleiten,
Ruft sie um Hülfe laut nach allen Seiten.

Wem nur der nord'sche Esel, der germanische
Bekannt, der schüttelt hier den Kopf, ich wette.
Doch der somaro, ciuco, der romanische,
Fügt nicht phlegmatisch sich der Sclavenkette;
Sein südlich Blut empört sich, das vulkanische.
Wer weiß, wie noch der Spaß geendet hätte,
Wär' nicht ein Jüngling, dem ihr Ruf erklungen,
Dem tollen Graukopf in den Weg gesprungen.

Frau Gigia, da sie kaum ihn angesehen,
Erröthet und verstummt. Der Jüngling auch
Bleibt wortlos und verworren vor ihr stehen,
Als kennt' er nicht galante Sitt' und Brauch.
Indeß zerrupft, als wäre nichts geschehen,
Der graue Sünder einen Distelstrauch,
Und wenn ein armer Esel lachen könnte,
Wohl glaub' ich, daß er jetzo sich's vergönnte.

Er denkt: Ein wenig Schicksal spielt' ich hier.
Warum so blöde nur die Zwei sich quälen? —
Schon aber will der Jüngling, der das Thier,
Statt es zu strafen, streichelt, sich empfehlen,
Da ihm zu jedem art'gen Wort und ihr
Zu jedem Dank der Athem scheint zu fehlen.
Da hören sie das Paar, das angstvoll nahte,
Die treue Renza mit dem wackren Frate!

Laus Deo gloria in excelsis, amen!
Lobsang Fra Corcontento der mit Fug
In dieser Stunde führt den heitern Namen,
Den Freund erblickend, der den Schatz ihm trug.
Doch eh' sie zu den jungen Leuten kamen,
Faßt sich der Fremde noch ein Herz und frug:
Ihr habt wohl Angst gelitten? Ihr seht bleich. —
Und sie: Nicht allzu sehr. Doch dank' ich Euch.

Trübsinnig lächelnd blickt er vor sich hin,
Als sei am schönsten Dank ihm kaum gelegen.
Ein Kummer, scheint's, verdüstert ihm den Sinn
Und treibt ihn einsam um auf öden Wegen.
Jung war er, schlank, kaum noch umflaumt das Kinn,
Die Kleidung zierlich, an der Hüft' ein Degen,
Wie zu Venedig in den schönen Tagen
Der Renaissance die Jugend sich getragen.

Frau Gigia mustert ihn vom Kopf zum Fuße:
Ihr Ritter ist's, den sie im Traume sah!
Doch hat sie nicht zu staunen lange Muße,
Schon sind die athemlosen Beiden da.
Der Pater faßt des Flüchtlings Zaum, zur Buße,
Trotz seinem Reue heuchelnden Nah,
Und wie sie fürder ziehn im alten Gleise,
Fragt er den Jüngling nach dem Ziel der Reise.

Der schien zur Beichte wenig Lust zu tragen;
Doch wie vom Sattel aus Frau Gigia's Blick
Ihn streift mit freundlich stummberedtem Fragen,
Warf er die dunklen Locken ins Genick
Und hub erröthend an mit trotz'gem Zagen,
Zu künden selbstverschuldet Leidgeschick.
Der Pater schüttelt mehrmals die Kapuze,
Die Frauen seufzten. Dieses war's in nuce:

Sein Vater hatt' ein reichlich Gut erworben
Als Anwalt in Treviso; und obschon
An seinem Sohn ein Malgenie verdorben,
Sollt' er ihm folgen in der Themis Frohn.

Nun war vor Kurzem der Papa gestorben,
Und da er kaum begraben, zog der Sohn,
Jetzt aller Fesseln des Gehorsams ledig,
Wohin die Kunst ihn lockte, nach Venedig.

Da sei ihm neu das Leben aufgegangen,
Als ob ein Brunnen dem Verlechzten quölle.
Doch bald — und Schamglut schoß ihm in die Wangen —
Aus seinen Himmeln stürzt' er jach zur Hölle.
In Weibernetzen hab' er sich verfangen
Und liederlicher Freunde Zechgeselle
Bei einer Dame, die ein Bänkchen hielt,
In einer Nacht sein Vatergut verspielt.

Ja zu dem eignen noch die tausend Gulden,
Die ihm der Vater auf die Seele band
Im Testament, zur Tilgung alter Schulden
Bei einem Kaufherrn, ihm von fern verwandt.
Den müss' er anflehn jetzt, sich zu gedulden,
Sich selbst ihm liefernd als ein Unterpfand,
Und Ballen schnüren, Soll und Haben buchen,
Statt freien Flugs die Schwingen zu versuchen.

Und nun begann er sehnsuchtsvoll zu schildern,
Wie ihn der Meister Werke früh entzückt,
Des Tizian königliche Kraft, des mildern
Bellini Anmuth oft sich selbst entrückt.
Wie hab' er einst gehofft, in eignen Bildern
Schönheit und Kraft zu paaren hochbeglückt,
Und müsse nun, den Gläub'ger zu beschwichten,
Um Taglohn dienen und auf Ruhm verzichten.

Er schwieg und schritt gesenkten Haupts dahin.
Der gute Pater eilt' ihm zuzusprechen:
Verlust am Mammon sei am Heil Gewinn,
Armuth die höchste Tugend, kein Verbrechen. —
Kein Wörtchen sprach die schöne Reiterin;
Es schien an Mutterwitz ihr zu gebrechen,
Und vor sich hin in träumenden Gedanken
Ritt sie des Wegs auf ihrem Sitz, dem schwanken.

Zum Malen saß sie da. Wie Milch und Blut
Glänzt' ihr Gesicht. Mit kleinen weißen Zähnen
Hielt sie des Tüchleins Zipfel, das der Glut
Des Mittags wehrt; zwei ährenblonde Strähnen
Erglänzten drunter vor, die aus der Hut
Des Kammes sich befreit. Sie war von Denen,
Die Alles kleidet, Lachen, Schmollen, Weinen,
Die, wenn sie gähnen selbst, uns reizend scheinen.

Nur ihrem Retter schien der Sinn verschlossen
Für so viel Reiz. Auch lieh er kaum ein Ohr
Dem muntren Plaudern seiner Fahrtgenossen
Und wandelte trübsinnig wie zuvor.
Indessen war der halbe Tag verflossen,
Im schwülen Wald verstummt der Vögel Chor,
Da sprach der Mönch und trocknet' sich die Glatze:
Uf! Mich verlangt nach einem Ruheplatze.

Ihr, junger Herr — doch sagt, wie heißt Ihr auch? —
Ich? Liombrun. — Herr Liombrun, ich denke,
Ihr theilt mit mir nach armer Wandrer Brauch
Mein dürftig Mahl. Hier winkt uns keine Schenke.
Brod hab' ich noch, voll Beeren hängt der Strauch,
Nur leider, fürcht' ich, fehlt es am Getränke. —
Ehrwürden, sprach Frau Renza, Speis' und Wein
Trag' ich im Korb; ihr sollt geladen sein. —

So läßt der Herr die Seinen nicht verschmachten! —
Sie lagern sich in einem schatt'gen Thal,
Und während sie den Vorrath leichter machten,
Mit heitern Reden würzen sie das Mahl.
Auch Liombrun thaut auf, und zu betrachten
Beginnt er jetzt das liebliche Oval
Des blonden Hauptes, das vom Tuch befreit
Sich freundlich zu ihm neigt von Zeit zu Zeit.

Dann, als der Wein versiegt war, trug vergnüglich
Der Gottesmann ein altes Tanzlied vor.
Die Frauen stimmten ein, und unverzüglich
Klang auch des Jünglings silberner Tenor.
Frau Gigia's süße Tonkunst hätte füglich
Bezaubert auch das strengste Kennerohr.
Die letzten Wolken auf der Stirn, der bleichen,
Des Jünglings mußten dieser Stimme weichen.

O Zauberin Musik! Auf deinen Schwingen
Durch Höll' und Himmel trägst du unser Herz,
Daß in des Daseins Quellenschacht wir dringen,
Ins Heimlichste von allem Glück und Schmerz.
Du sprichst von unaussprechlich hohen Dingen,
Weltweiser Schwermuth, kindlich süßem Scherz,
Und vollends kannst du Wunder thun, zusammen
Mit schöner Augen seelenvollen Flammen.

So ward der Jüngling wehrlos fortgerissen
Zum tiefsten Abgrund sel'ger Schwärmerei.
Auf einmal fühlt er von Gewissensbissen
Und Lebensnöthen wundersam sich frei.

Er denkt an Nichts mehr, fordert nicht zu wissen,
Wie lang ihm dieses Glück beschieden sei;
Dem Augenblick nur will er angehören,
Dies Lächeln sehn und diese Stimme hören.

Woher sie kam, wohin sie ging, weß Standes,
Ob eine Fürstin sie im Bauernkleid —
Er fragt es nicht. Wie eines Märchenlandes
Bezirk schien diese Gegend ihm gefeit.
So in der Glut des sanften Seelenbrandes
Schmolz ihm die letzte Fessel mit der Zeit;
Nur wagt er ihre Hand nicht anzurühren,
Aus Furcht, den Neid der Himmlischen zu schüren.

Wer weiß, wie lang in träumender Ekstase,
Die Welt vor seinem Blick verschwunden wär',
Da fährt auf einmal aus dem weichen Grase
Der biedre Pater auf und späht umher.
Er horcht und wittert mit erhobner Nase,
Sein heitres Antlitz trübt sich mehr und mehr,
Und plötzlich ruft er aus voll Angst und Trauer:
Celesti Dei, er ist fort! mein Grauer!

Und gleich als müsse jeden Ruf des Herrn
Die rauhe Brust des Dieners widerhallen,
Hört man alsbald im Waldesdickicht fern
Des frommen Thiers wehmüth'ge Stimme schallen.
So schreit er, will man ihn am Halfter zerr'n!
Wehklagt der Mönch. Man hat ihn angefallen —
Jesus Maria Joseph, miseremini!
Mich trifft der Schlag! Mein Kirchenschatz! O Jemini!

Und in Verzweiflung schlägt er sich die Glatze,
Doch schon ist Liombruno aufgesprungen.
Er weiß kein Sterbenswort vom Kirchenschatze,
Von reinem Mitleid fühlt er sich durchdrungen,
Und wie ein Sturmwind von dem trauten Platze
Eilt er hinweg, den blanken Stahl geschwungen,
Der Gegend zu, wo drei verwegne Strolche
Das störr'ge Thier anspornten mit dem Dolche.

Muth! ruft Frau Gigia nach dem ersten Schrecken,
Wir müssen nach. Vier sind wir gegen Drei.
Brecht Euch vom Baum den ersten besten Stecken,
Ehrwürdigster, und springt dem Jüngling bei! —
O figlia mia, sucht Euch zu verstecken!
Ein Mann des Friedens bin ich, und ihr Zwei
Ihr macht das Raubgesindel nur noch dreister:
Will's Gott, wird Liombrun der Schufte Meister.

So rufend hält er sich an Gigia's Rocke,
Beschwört die Heil'gen, jammert weh und ach.
Sie aber greift nach ihrem Pilgerstocke
Und reißt sich los, und Renza läuft ihr nach.
In ihrem Herzen dröhnt's wie eine Glocke,
Den heißen Sturm einläutend, der so jach
In ihr entbrannt zu seligem Verderben;
Sie fühlt, sie muß ihm helfen oder sterben.

Doch wie sie um des Weges Krümme biegen,
Sehn sie den Jüngling kämpfen unversehrt.
Den Räubern ist er kühn zu Leib gestiegen,
Und tödtlich traf den Einen schon sein Schwert.
Ha, wie vom blanken Stahl die Funken fliegen!
Doch auch der Feind hat tapfer sich gewehrt.
Nun aber taumelt rücklings auch der Zweite
Und rafft sich blutend auf und sucht das Weite.

Der Dritte will beim Zaum den Esel nehmen,
Der aber beißt und stampft mit solchem Grimme,
Daß wüthend er zur Flucht sich muß bequemen,
Ob auch sein Spießgesell im Blute schwimme.
Und um die flieh'nden Schelme zu beschämen,
Tönt jetzt Triumphgesang des Grauthiers Stimme,
Und in des frommen Knechts siegsfrohes Ya
Stimmt ein sein Herr: Gepriesen sei Maria!

Als dieser Gute jetzt sich näher wagt,
Sieht er das Kampfgefild voll Blut und Graus,
Denn der gefallne Räuber stöhnt und klagt
Mit einem letzten Fluch sein Leben aus.
Der Held jedoch, da ihn die Gräfin fragt
Voll Angst, ob Wunden er empfing im Strauß —
Nur eine! lächelt er, und die brennt süße! —
Dann sinkt er ihr erblassend vor die Füße.

Hier aber scheint's gerathen, Halt zu machen,
Sonst lullt uns ein der Stanzen Melodie.
Auch sind verklungen schon die mannichfachen
Nachtstimmen Roms: „Fanfulla!" — „l' Italie!" —
Den Corso auf und ab das Singen, Lachen
Und plaudernde Gesumm; und vor uns — sieh!
Die Kohlen im Kamin sind längst verglommen:
's ist hohe Zeit, daß wir zu Bette kommen.

(Schluß folgt.)

Sprache und Aegyptische Sprache.

Von

C. Abel.

— Berlin —

Seitdem die griechischen Philosophen darüber stritten, ob die Worte von den Menschen instinctiv, und mit einer für alle Individuen gleichmäßig wirkenden Naturnothwendigkeit hervorgebracht, oder aber durch Uebereinkunft gemeinsam festgesetzt worden seien, ist man bei dergleichen Untersuchungen gewöhnlich von der Annahme ausgegangen, die Sprache sei immer so verständlich gewesen wie heut. Scheint doch unverständliche Sprache ein Widerspruch in sich selber zu sein. Scheint doch Sprache, so lange sie nicht verstanden wird, diejenigen Eigenschaften zu entbehren, die wir an der wunderbaren Vereinigung von Laut und Geist bei der Frage nach dem Ursprung aller menschlichen Rede zu erklären suchen.

Wie aber, wenn das, was im Munde begabter Völker ein so vollendetes Mittel des Gedankenausdrucks und der gegenseitigen Verständigung geworden ist, nicht immer so gewesen wäre? Wie, wenn den mannigfachen Spuren einer ehemals unvollkommneren Auffassung abgezogener und selbst sinnlicher Begriffe, die wir in den entwickeltsten Sprachen verfolgen können, eine noch mangelhaftere vorausgegangen wäre, welche nicht nur Verwandtes vermischt, sondern selbst Fremdes gleichmäßig bezeichnet hätte? In der gothischen Wurzel liub sind noch die Bedeutungen Glaube, Liebe, Hoffnung verbunden; in dem gothischen Worte leik die Bedeutungen Leiche und Leib gemeint. Nehmen wir an, liub und leik bezeichneten außerdem noch allerlei Dinge, die zu den genannten in keiner Beziehung stehen, und alle anderen, oder viele andere Worte des Gothischen wären ebenso vieldeutig, wie diese, so würden wir damit die Sprachperiode erreicht haben, welche wir die unverständliche nannten. Ob sie möglich sei, ob sie wirklich unverständlich gewesen sei, und was sich daraus über den Ursprung der Sprache ergebe, soll die folgende Skizze an der Hand der Erfahrung zu zeigen versuchen.

Das Aegyptische ist eine Sprache, welche sich in den hieroglyphischen Schriften bis etwa 3000 Jahre vor Christus, und in den koptischen bis etwa 1000 Jahre nach Christus verfolgen läßt. Es gewährt somit die Gunst, eine ungemein lange Periode sprachlicher Entwickelung — wahrscheinlich die längste, welche in irgend einer Sprache übersehbar ist — darzulegen. Da die primitive Gestalt, in welcher es bei seinem ersten Auftreten erscheint, überdies durch eine einfache Bildung und Weiterbildung unserem Verständniß nahegelegt wird, so eint es dem Vorzuge der Alterthümlichkeit und langen Entwickelung den weiteren, der Untersuchung ein offenes, in seinen wesentlichen Zügen erkennbares Antlitz zu bieten.

Das Aegyptische in seiner alten, hieroglyphischen Zeit ist in so hohem Grade eine Sprache der Homonymen, daß man, nach heutigen Ansprüchen messend, versucht wäre, es für unverständlich zu halten. Einige wenige Beispiele werden diese, durch unzählige andere belegte Eigenschaft erläutern: äb [1]) heißt tanzen, Herz, Kalb, Mauer, fortgehen, verlangen, linke Hand, Figur; äp-t heißt Brod, Kornmaaß, Krug, Stock, Schiffstheil, Hippopotamus; uaḥ heißt setzen, legen, arbeiten, Guirlande, Korn, Fisch; uet' heißt grün, Pflanze, Gefäß, Steinart, Opferkuchen, Scepter, Augenwasser, verletzen; bä heißt Holz, Palme, Klinge, Steinart, heilige Barke, Opferbrod; mäk heißt bedecken (beschützen), anschauen (weil, denn), Leinwand, Boot, freuen; ḫes heißt Krug, anschauen, durchdringen, singen, jubeln, befehlen, Excremente; χebχeb heißt öffnen, niederschlagen, Vase; χemt heißt drei, ermangeln, verlangen, gehen, Feuer, heizen, Wurfspieß; χer heißt umstürzen, angenehm, Opferstier, Myrrhe, Begräbniß, also, Processionsbarke, schreien, Feind, Bösewicht, Unterthan, tragen, Nahrungsmittel, bezüglich, durch, während; sensen heißt athmen, wiederhallen, Geruch, Vereinigung, glücklich, angenehm; šeṭ heißt bewirken, trennen (wählen, retten), ein Gewicht, nähren, lesen; ṭebḥ heißt nützlich (nothwendig, Geräth), bitten, schließen, Opfergabe, Korn, Gefäß u. s. w.

Zu der Verwirrung, welche durch diese Vieldeutigkeit der Worte, oder vielmehr, da die heterogenen Bedeutungen nicht verwandt sein können, durch diese Bezeichnung der verschiedensten Dinge mit demselben Lautcomplex angerichtet wird, kömmt eine andere, ebenso große. Entgegengesetzt der ebengenannten, entspringt sie dem Gebrauch einer Menge verschiedener Worte für einunddenselben, oder ziemlich denselben Begriff. Das zweite Phänomen ist nicht weniger außerordentlich als das erste. Zum Beispiel heißt schneiden äseχ, än, ṭen (ṭent, ṭenu, ṭenä, äṭn), ṭem (ṭemu, tem) mtes, šā, šāt, šetā, šet, nesp, peḥt, peχ, beχn, beḥi, sau, us, usḥ, ust, ṭes, χab, χeb, χebs, χet, ḥebt, ḥent, ḥesb, sek, seχ, usχ, aseχ, seḥa, kaša u. s. w.; rufen heißt

[1]) Die Haken, Punkte und Striche an den Buchstaben, mit welchen die ägyptischen Worte transscribirt sind, betreffen die Aussprache. ä z. B. ist das Ebräische א, ā der lange, a der gewöhnliche Vocal; ḥ ist h, ḫ=hh; t=t, t'=ebräisch ת und ט, ṭ=Θ, dj, d; š=sch u. s. w.

χen, semā, šen, t'aāuk, ḥun, ātu, ām, āmam, akeb, āš u. s. w.; salben heißt sesenàu, skenen, sbek, ṭeḥs, ūrḥu, ūarḥ, urḥ, ur, uru, merḥ; Schiff, Boot heißt karo, barī, kaka, kakau, kek, kebn, kebni, sehīr, t'a, t'aī, ṭī, u, uá, uáa, uáu, iua, āaut, ṭeks, ṭep, ṭepī, ātpa, āpt, menš, ḥā, ḥāu, ḥāī; Schmutz heißt seḥu, seḥerāu, ḥes, ḥet', āmā, àmem u. s. w.; Nacht heißt uš, uχa, uχau, uhau, āχeχ, āχχu, χau, χaiu, t'āu, ut'u, mesī, kerḥ, kerḥu u. s. w.; nackt heißt ḥauum, ḥauu, beḳa, beš, kaī, ḥa, sḥa, ḥḥa; stark, mächtig heißt tar, tenr, tenro, ut'ro, neš, nāšt, next, neχī, neχtā, ken u. s. w. Auch der Beispiele dieser Art ließen sich für fast jeden geläufigen Begriff eine außerordentlich große Zahl anführen. Beide Erscheinungen zusammengehalten, wird es da wundernehmen, daß der erste Blick in ein Hieroglyphenwörterbuch mitunter die staunende Frage hervorgerufen hat, ob wirklich die meisten Lautcomplexe die meisten Dinge bedeuten, und die meisten Bedeutungen durch allerlei beliebige Lautcomplexe gegeben werden können?

Eine Einschränkung erhält die Beweiskraft der Citate allerdings. Nicht alle Bedeutungen sind sicher; nicht alle vieldeutigen Worte sind in allen ihren Bedeutungen gleichzeitig und an denselben Stellen gebraucht worden; nicht überall ist gleichzeitig dasselbe Ding mit einer solchen überreichen Nomenclatur bedacht gewesen. Indessen, selbst wenn man diesen Restrictionen, deren Wirkung sich in dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft nicht genau übersehen läßt, Raum giebt, so bleibt die Thatsache zahlreicher, gleichzeitiger und gleichortiger Homonymen nichtsdestoweniger unzweifelhaft bestehen. Wir stehen also in der That vor einem fluthenden Wörtergewirr, in welchem viele Worte vielerlei bezeichnen, und Vieles durch vielerlei Worte bezeichnet werden kann. Mit einem Wort, wir stehen vor der scheinbaren Unverständlichkeit.

Um das Räthsel zu lösen, erinnern wir uns, wie das gegenwärtige Geschlecht Hieroglyphen lesen gelernt hat. Abgesehen von der Entdeckung des Alphabets und Syllabarium's, welche allem anderen vorauszugehen hatte, ist die Enträthselung der Hieroglyphen durch nichts mehr gefördert worden, als durch die erklärenden Bilder, welche die Aegypter dem buchstabirten Lautwerth eines Wortes hinzuzufügen pflegten. Alle Hieroglyphenschrift ist Text mit begleitender Illustration. Gewisse grammatische Abstracta ausgenommen, die sofort verständlich sein mußten, wird jedes Wort erst buchstabenmäßig geschrieben und dann durch ein Bildchen, welches die Begriffsklasse, zu der es gehört, bezeichnet, des Weiteren erläutert und sichergestellt. Hinter dem buchstabirten Namen einer Blume steht das Pflanzenbild; hinter dem buchstabirten Worte der Krankheit das Unglücks- oder Unreinheitsbild; hinter der buchstabirten Bezeichnung irgend einer Arbeit das Thätigkeitsbild. Da es solcher determinirender Illustrationen mehrere Hunderte giebt, welche sich als ebenso viel stehende Zeichen fortwährend wiederholen, so ist die Zuweisung eines Wortes an seine Begriffsklasse verhältnißmaßig leicht, und der allgemeine Sinn desselben, was auch der specielle sein möge, gewöhnlich bald ersehen. Und was den Nachlebenden (denen übrigens noch andere Hülfsmittel zu

Gebote stehen) die Entzifferung ermöglicht, hat sie auch für die Aegypter erleichtert.

Hätten ihre Worte bereits eine feste Form, hätte jeder ihrer Wortgedanken bereits nur diese eine Form gehabt, oder, anders ausgedrückt, hätte ihre Sprache bereits die Klarheit und Bestimmtheit der unsrigen besessen, so würde keine Veranlassung vorgelegen haben, eine Literatur von lauter Bilderbüchern zu verfassen. Wollte man gegen diesen Schluß vielleicht einwenden, daß das priesterliche Schriftthum, wie an die Sprache, so auch an die Schriftmethode der alten Zeit traditionell gebunden war, und sich demnach anhaltend einer Deutlichkeit befliß, welche nur in vorhistorischer, unentwickelter Sprech- und Schreibperiode wirklich vonnöthen gewesen, so ließe sich erwidern, daß, wenn es auch in der historischen Zeit viele, genügend individualisirte Worte gibt, deren Sinn ohne Illustration keinem Zweifel unterliegt, der anderen, die eine Erklärung bedürfen, dennoch Legion ist. Die determinirenden Bildchen sind demnach weder bloßer Archaismus, noch Zierrath. Sie sind vielmehr wirkliche Hülfsmittel zum Verständniß, und die Unvollkommenheit der Sprache, welche sie den Aegyptern aufzwang, hat auch uns den Sinn, welcher sonst in den meisten Fällen unenträthselbar geblieben sein müßte, enthüllt, oder der Enthüllung genähert.

Wenn die geschriebene Sprache mithin des Bildes bedurfte, um verständlich zu sein, wie konnte die gesprochene sich anders helfen, als durch die Geste? Da es nicht anders gewesen sein kann, so würden wir uns zu der Annahme gedrängt sehen, daß es so gewesen sein muß, selbst wenn dieselbe mehr Schwierigkeiten hätte, als in der That der Fall ist. Ist die Geste weniger unterscheidend als das Bild, so ist die gesprochene Rede eines primitiven Volkes dieser Unterscheidung auch weniger bedürftig, als die geschriebene. Sein Gedankenschatz ist so eng, ist auf so wenige, so sinnliche und so leicht mimetisch angedeutete Dinge gerichtet, daß er nicht vieler Worte bedarf. Selbst die letzten Stadien des eigentlich Hieroglyphischen zeigen noch wenig entwickelte Abstractionen: Die Liebe ist noch Verlangen, das Wollen Befehl, die Ehre Furcht oder Lob. Je weiter zurück, desto sinnlicher muß die tägliche Rede der Menge gewesen, desto eher durch Geberden vermittelt und begleitet worden sein. Ja, da genug von dieser Periode im Aegyptischen erhalten ist, um uns zu überzeugen, daß zuerst fast jeder nationale Laut fast jedes Ding zu bezeichnen vermochte, so muß die Geberde, das begleitende Bild, ursprünglich etwa ebenso wichtig gewesen sein, als das Wort. Halbverständliche Rede ward von der verstandenen Geberde erläutert, beziehungsweise ersetzt. Wo auch die Geste nicht hinreichte, und das Wort noch nicht fixirt genug war, um einen bestimmten Gedanken mitzutheilen, wird keine, oder mangelhafte Verständigung erreicht worden sein. Auch die Sprache hatte zu werden.

Indem wir von laut- und begriffsbestimmten Worten sprechen, gelangen wir zu einer vorgeschrittenen Stufe, welche schon im Alt-Aegyptischen neben

dem homonymen und synonymen Gewirr vorhanden ist. Schon in ihm giebt es zahlreiche Lautcomplexe, welche nur eine Bedeutung haben können; schon in ihm finden wir Begriffe, welche sich nur durch einen einzigen Lautcomplex ausdrücken lassen. Der Schritt von der niederen zur höheren Stufe kann nur dadurch geschehen sein, daß schließlich ein gewisser Lautcomplex zur Bezeichnung eines gewissen Dinges oder Gedankens besonders geeignet geschienen hat. Aber diese Bestimmung ist, wie wir gesehen, nicht ursprünglich geschehen. Also muß sie das Ergebniß einer fortgesetzten Wahl gewesen sein. Also muß sie der vereinte Erwerb einer allmälig errungenen genaueren Fassung der Gedanken, und eines nach und nach gebildeten nationalen Gehörs, welches gewisse Gedanken als besonders entsprechend auf gewisse Laute beziehen gelernt hatte, gewesen sein.

Und so sehen wir denn auch den späteren historischen Theil des Vorgangs sich vor unseren Augen vollziehen. Während die älteste erhaltene Sprache schon fixirte Worte neben der homonymen und synonymen Fülle hat, heben sich aus der letzteren im Laufe der Geschichte immer neue, immer unterschiedenere Lautgestalten, immer engere Bedeutungen hervor, so die äußere Form, wie den inneren Sinn differenzirend. Die Beobachtung des Processes ist allerdings dadurch erschwert, daß die hieroglyphische Literatur, an einen alten, den sogenannten „heiligen Dialect" gebunden, die neben ihr fortschreitende Differenzirung der Volkssprache verhältnißmäßig wenig in sich aufzunehmen vermochte. Aber die Totalsumme der geschehenen Veränderungen steht im Koptischen in beredter Klarheit und Schärfe vor uns. Die Kopten, wie die Aegypter bald nach Annahme des Christenthums genannt wurden, gaben mit der alten Religion auch die Schriftsprache des ehemaligen Priesterthums auf, und übersetzten die Bibel in die Volkssprache des Landes. Und siehe! die Volkssprache war wesentlich eine andere geworden, als die alte, aus der Urzeit überlieferte und so lange ehrerbietig gewahrte Sprache der Wissenschaft und Religion. Eine Unzahl von Homonymen und Synonymen waren verschwunden. Die Homonymen waren entweder mit Stumpf und Stiel untergegangen, oder, wo die Wurzeln lebendig blieben, hatten sie meist unterschiedliche, lautlich gesonderte Triebe erzeugt. Die Synonymen waren ebenso sehr zusammengeschmolzen durch den Untergang einer ungeheueren Zahl von Worten, als durch die Verengerung des Begriffs in den erhaltenen. Um sich die ganze Größe der Revolution vorzustellen, vergleiche man in Bezug auf die Homonymie die vielen, für hieroglyphisches ⲭer obangeführten Bedeutungen: umstürzen, niederschlagen, angenehm, Opferstier, Myrrhe, Begräbniß, also, Processionsbarke, schreien, Feind, Bösewicht, mit den wenigen, auf welche sich koptisches ⲭer zu beschränken hat: herausschlagen, herauswerfen, zerstören. Betreffs der Synonymen-Verringerung stelle man zusammen die Schaar der 37 obgenannten hieroglyphischen Worte für Schneiden: aseⲭ, an, ṭen, ṭent, ṭenu, ṭenä, äṭn, ṭem, tem, ṭemu, mtes, šā, šāt, šetā, šet, nesp, peḥt, peⲭ, beⲭn, beḥi, sau, us, usḥ, ust, ṭes, ⲭab,

χeb, χebs, χet, ḥebt, ḥent, ḥesb, sek, seχ, usχ, åseχ, seḥa, keša u. s. w., und betrachte sodann die zehn koptischen derselben Bedeutung: nuker, fekh, fēkhi, šat, šōt, bōč, pah, četčōt, četčōth, čeč (zu welchen sich freilich noch einige andere für den Begriff „zerschneiden, zernichten" fügen ließen). Dagegen ist diese Beschränkung der Gleichlauter und Gleichbedeuter ersetzt durch Differenzirung von Laut und Sinn, soweit nicht völliger Schwund eingetreten ist. Das χer, welches hieroglyphisch promiscue umstürzen, niederschlagen, angenehm, Opferstier, Myrrhe, Begräbniß, also, Processionsbarke, Schreien, Feind, Bösewicht, Unterthan, tragen, Nahrungsmittel, bezüglich, durch, während bedeutete, erscheint koptisch (mit seinen Wurzelverwandten) geschieden in χer niederschlagen, čreht Zerstörung, šaar, čari, šoršer zerstören, holč angenehm, šušouši, kholkhel Opfer, šal Myrrhe, hrau Geschrei [1]), von welchen letzteren Worten theilweis schon Ansätze im Hieroglyphischen enthalten sind, sich aber noch nicht genügend geltend zu machen wußten, um das allgemeine χer schon damals in eine engere Position zurückzudrängen. Aehnlich ist auch die Synonymik der angeführten Worte für Schneiden mit der Beschränkung der Wortzahl eine genauere geworden. Können wir nun diese Beobachtungen, wie leicht nachzuweisen wäre, auf eine große Anzahl der ägyptischen Wurzeln ausdehnen, so ist der Gang der ägyptischen Sprachentwickelung in seinen wesentlichen Zügen erkannt, und durch vorhandene und untergegangene Wörterdenkmale gleichmäßig erhärtet. Anfänglich Homonymie und Synonymie in erkenntnißarmer, vieldeutiger Wirre. Danach, bei wachsender Vernunft, Scheidung der Begriffe und Lautgestalten, und entsprechendes Zurücktreten der erklärenden Geste. Untergang der meisten Homonyme, oder Ersatz durch phonetische Differenzirung; Untergang tausender von losen Synonymen und Verengung und Schärfung des Begriffs der überlebenden. Kurz, allmäliges Auftauchen aus vagem Ton und Sinn in gesonderten Laut und präcisirte Bedeutung. Erhellung der Psyche und correspondirende Scheidung der Phonetik.

Es ist wahrscheinlich, daß ähnliche Vorgänge sich in anderen Sprachen finden ließen, könnten wir sie weit genug zurück verfolgen. Nachweisbar von einer niederen Stufe zu der Höhe einer der begabtesten Nationen aufsteigend, haben die Aegypter die Leiter des menschlichen Fortschritts bis zu einem Punkt erstiegen, der über die Erfordernisse einer vollkommeneren Sprachbildung hinausliegt. Sie stehen somit in ihren Anfängen auf dem Niveau der Naturvölker, ohne in ihren Zielen der Schwungkraft der Culturvölker zu entbehren. Sie geben Beides in ihrer Sprache, soweit es für unsere Zwecke in Betracht kommt, den Anfang und das Ende. Zu diesen allgemeinen Vorgängen tritt bestätigend ein besonderer. Sehen wir auch davon ab, daß die Aegypter mit den Semiten und Ariern wahrscheinlich urverwandt sind, so findet sich doch in den Sprachen dieser letzteren, geistigsten Rassen eine unverkennbare

[1]) Die genannten koptischen Worte lassen sich nach ägyptischen Laut- und Wortbildungsgesetzen auf hieroglyphisches χer, und Wurzelverwandte des χer, zurückführen.

Analogie der Erscheinungen, welche auf eine Analogie der Geschichte weist. Mit der Fülle der unzweifelhaften ägyptischen Homonymien vor uns, wird man sich nicht ferner abzumühen brauchen, gewisse vieldeutige Verben des Sanskrit, Arabischen und Ebräischen auf angebliche centrale Grundbedeutungen zurückzuführen, die wohl der Professor, nicht aber der Urmensch erdenken oder verstehen konnte[2]). Mit dem wilden Gestrüpp der altägyptischen Synonymik vor Augen, wird man fernerhin zwei ähnlichbedeutende Worte nicht nothwendigerweise in jeder Periode als zwei verschiedene Nüancen einer Bedeutung anzusehen haben. Es ist eben in einer Zeit, in der man den Plan der Pflanzung noch nicht übersah, mehr gewachsen, als nachmals gebraucht wurde; und nicht überall hat man nachmals sorgfältig gerodet. Die Aehnlichkeit der Anfänge in verschiedenen Sprachen zieht aber eine grundsätzliche Aehnlichkeit der Entwickelung nach sich, obschon sowohl das Lautgefühl, das einem Lautcomplex gewisse Bedeutungen zueignete, als die Mittel der späteren Differenzirung mehr oder weniger andere gewesen sein können, und in Wirklichkeit auch gewesen sind.

Damit ist die Frage, warum gewisse Begriffe durch gewisse Laute oder Lautcomplexe ausgedrückt werden, warum der Mann Mann und die Frau Frau heißt, anstatt daß der Mann Frau und die Frau Mann genannt wird, von der Sprachschöpfung getrennt und in eine verhältnißmäßig späte Periode gerückt. Damit ergiebt sich, daß unter den vielen Worten, die von verschiedenen Menschen und Geschlechtern zuerst tentativ für Mann und Frau erfunden worden sind, anhaltend gewählt wurde, bis die dem Sprachgehör der Nation am geeignetsten erscheinenden allgemeine Anerkennung erhielten, und die anderen, unnöthig geworden und verworfen, abstarben und in Vergessenheit geriethen. Wie weit sich die ungesiebte Wörterfülle der ersten, willkürlicheren Periode schon innerhalb eines nationalbeschränkten Sprachgefühls gehalten, und dadurch ebenso im Aegyptischen, wie in jedem anderen Völkerstamme eine eigenthümliche gewesen sei, läßt sich bei dem Mangel aller Zeugnisse aus jener fernsten Urzeit nicht untersuchen. Genug, daß das Sprachgefühl, selbst wenn es vom ersten Anfang an stammweis geschieden gewesen ist, nach ägyptischem Zeugniß innerhalb dieser Scheidung ein unsicheres sein, und einer langen Bildung bedürfen konnte, ehe es seinen Zweck, bestimmte Dinge mit bestimmtem Laute zu bezeichnen, erreichte. Wo derselbe Begriff demselben Volke ursprünglich durch eine Unzahl von Worten ausgedrückt werden konnte, wo diese Worte gleichzeitig einer Unzahl anderer Begriffe dienen konnten, kann die Sprache weder plötzlich als eine allgemeine Inspiration uniform aus den Köpfen der Gesammtheit hervorgebrochen sein, noch das Sprachgefühl, welches schließlich *einen* Laut *einem* Begriffe zuwies, anfänglich bestanden haben. Erst die fortgesetzte Wahl vieler Geschlechter muß vielmehr über den Zusammenhang zwischen Laut und Begriff entschieden haben.

[2]) Nichtbeachtung der Homonymie hat auch im Aegyptischen zur halsbrechendsten Divination metaphorischer Bedeutungsübergänge geführt.

Der Werth, welchen das ägyptische Sprachstudium somit für alle Sprachgeschichte erhält, rechtfertigt die Erwähnung zweier anderer Züge, die auf den ersten Blick ebenso fremdartig erscheinen werden, als die genannten. Im Aegyptischen können die Worte — wir wollen zunächst sagen, scheinbar — sowohl Laut wie Sinn umdrehen. Angenommen, das deutsche Wort gut wäre ägyptisch, so könnte es neben gut auch schlecht bedeuten, neben gut auch tug lauten. Tug wiederum könnte ebenfalls sowohl gut als schlecht besagen, und in einer geringen, lautlichen Modification, wie sie sich so leicht im Leben der Sprachen ergiebt, — etwa zu tuch — Veranlassung zu erneuter Umdrehung in chut erblicken, welches seinerseits noch einmal beide Bedeutungen zu vereinigen vermöchte. Was kann unglaublicher sein?

Da man sich bei der Würdigung von Mirakeln zunächst mit dem Thatbestande bekannt zu machen hat, so sei die Bemerkung gestattet, daß des Verfassers Koptische Untersuchungen ein 90 Seiten langes Verzeichniß derartiger Metathesen enthalten. Beispielshalber seien einige wenige angeführt. 1) Lautmetathese; ab Λ ba, Stein; ám Λ ma komm; ān Λ na Verzeichniß; ár Λ rā machen; ken Λ nek zerschlagen, zerstoßen; kenh Λ ḫnek blühen; penh Λ χenp fangen, nehmen; teb Λ bet Feige; sâr Λ raš zerschneiden, theilen; fes Λ sef reinigen, waschen; peh Λ ḫep gehen; šnā Λ anš Wind, wehen. 2) Sinnwechsel: kef nehmen V liegen lassen; ken stark V schwach; men stehen V menmen sich bewegen; tūa ehren V verachten; ṭem zerschneiden V verbinden; ṭerp nehmen V geben; χe. stehen V gehen; neh trennen, zerschneiden V noh Band. 3) Laut- und Sinnwechsel: soš geziemend, ◇ šes ungeziemend; šeb mischen ◇ peš trennen; hen binden □ neh trennen; hot zerbröckeln ◇ toh festigen; ben nicht vorhanden sein □ neb alle; ɵerp zusammennähen ◇ preɵ zerbrechen, zertheilen u. s. w. Wie man an einigen dieser Beispiele bemerken wird, kann Lautwandel die Erscheinung begleiten.

Kann somit über die Thatsache kein Zweifel sein, so stehen wir vor der Frage nach einer rationellen Erklärung. Im Lichte der beobachteten Homonymie bietet sich zunächst eine ausweichende Antwort dar. Wie wenn wir nur scheinbar Laut- und Sinnverkehrungen, in Wahrheit aber verschiedene Wurzeln vor uns haben, welche sich zufällig in den genannten Weisen entsprechen? Dies gälte besonders in Bezug auf die Sinnverkehrung. Wenn es eine Menge gleichlautender Wurzeln giebt, die verschiedenes bedeuten, so könnte ja unter ihnen eine Anzahl vorhanden sein, die sich geradezu widersprechen. Wenn ken alles mögliche bedeuten kann, warum sollte es nicht neben stark, zufällig auch schwach besagen? Einer absichtlichen, bewußten Sinnverkehrung hätte es unter solchen Umständen nicht bedurft.

Ohne zu leugnen, daß eine Anzahl Sinnverkehrungen in dieser Weise entstanden sein können, läßt sich dennoch nicht annehmen, daß sie alle so mechanisch geschaffen, oder angewendet worden sind. Man stelle sich einmal vor, es habe sich ein ken „stark", und ein ken „schwach" im Wege zufälliger Homonymie ergeben, so würde sofort die Neigung, wenn nicht die Nöthigung

eingetreten sein, der Verständlichkeit halber eines der beiden Worte fallen zu lassen, und sich mit den vielen anderen Ausdrücken für „stark" und „schwach" zu begnügen. Ist das in diesem Fall, ist es in so vielen ähnlichen Fällen nicht geschehen, so sehen wir uns gezwungen, eine bewußte Verbindung zwischen den gegenfüßlerischen Worten vorauszusetzen. Der Frage nach dem Grunde läßt sich mithin nicht entgehen. Zu ihrer Beantwortung leitet wiederum die Aegyptische Schrift. Indem sie ken „stark" von ken „schwach" dadurch unterscheidet, daß sie dem buchstabenmäßig geschriebenen Lautwerthe beider Worte je nachdem ein determinirendes Bildchen der Stärke oder Schwäche hinzufügt, indicirt sie den logischen Grund der Erscheinung. Unsere Urtheile bilden sich nur durch Vergleich und Antithese. Sowenig wir, wenn wir den Begriff der Stärke einmal gefaßt haben, an die Schwäche zu denken brauchen, um uns die Stärke klar zu machen, so gewiß hat die Stärke ursprünglich nicht concipirt werden können, ohne sie von der Schwäche loszuheben, ohne sie an der Schwäche gegensätzlich zu messen. Man versuche es, über die Gedanken hinaus, welche uns durch bekannte Wortbedeutungen angewöhnt worden sind, ohne daß wir sie selbst zu finden brauchten, eine einzige neue Idee zu fassen, und man wird sich von der Natur des geistigen Vorgangs überzeugen. Jedermann wird heutigentags mit der Stärke bekannt, ohne sein eigenes Urtheil anzustrengen, weil der Begriff einmal in der Sprache existirt, weil er ihm von Kindheit auf zur Bezeichnung gewisser Leistungen, Dinge und Personen angeübt worden ist. Sobald wir aber, das Gebiet der Alltäglichkeit und die derselben entsprechenden Worte verlassend, eigene Gedanken zu bilden, oder seltenere, weniger gehörte Gedanken Anderer nachzudenken versuchen, befinden wir uns vor der Nöthigung zur bewußten Antithese. Um bei Wortgedanken zu bleiben, so hat kein Schüler den stumpfen, spitzen und rechten Winkel begriffen, ohne die drei in bewußten Gegensatz zu bringen; kein Student das Hegel'sche Sein aufgefaßt, ohne es mit dem Nichtsein zu confrontiren; überhaupt Niemand eine fremde Sprache einigermaßen eingehend gelernt, ohne diejenigen Wortbedeutungen, die von den heimischen abweichen, durch Vergleich mit den letzteren sich zu erläutern. In jene Kindheitsperiode der Menschheit nun, in welcher die ersten, gewöhnlichsten Begriffe in dieser überlegenden Weise errungen zu werden hatten, führt uns das Aegyptische zurück. Um die Stärke denken zu lernen, hatte man sie von der Schwäche zu scheiden; um das Dunkel zu begreifen, das Licht davon zu sondern; um „viel" zu fassen, „wenig" im Geiste dagegen zu halten. Diejenigen ägyptischen Worte, welche, in ihr Gegentheil umschlagend, die beiden Glieder des ursprünglichen Vergleichs erhalten zeigen, gewähren einen Einblick in die mühselige Werkstatt, in welcher die ersten und nöthigsten Gedanken — heute die geläufigsten und am müheloseſten übernommenen — geschmiedet wurden. In der gesprochenen Rede können hier nur der Zusammenhang und die Geste gezeigt haben, was gemeint war.

Uebrigens ist die Zahl der erhaltenen ägyptischen Worte, welche Sinn-

wandel ohne Lautwandel erleiden, keine allzu große. Meist sind die entgegengesetzten Bedeutungen durch phonetische Modificationen auseinandergehalten; mitunter geht auch die phonetische Differenzirung erst in geschichtlicher Zeit vor sich. Von ersterem ist meχ leer, V meḥ voll, ein gutes Beispiel; von letzterem zeugt men, das hieroglyphisch sowohl „stehen" als reduplicirt oder in der Form menu „gehen" bedeutet, koptisch aber durch moni für die Bedeutung „stehen" und durch monmen für „gehen" abgelöst wird.

Es ist ein glücklicher Umstand für die Erkenntniß dieses Theils der Sprachschöpfung, daß sich der Beweis für die bewußte Sinnverkehrung, abgesehen von ihrer inneren Rechtfertigung, geschichtlich und sachlich abschließend führen läßt. In einem ägyptischen Redetheile abstracter Bedeutung finden sich eine Anzahl Worte, welche die Schwierigkeit, abgezogene Begriffe zu fassen, dadurch zu überwinden gesucht haben, daß sie ihren Sinn und sein Gegentheil gemeinsam enthalten, und somit die Conception ihrer Bedeutung aus These und Antithese zum dauernden Ausdruck gelangen lassen. Dies sind die Präpositionen. So heißt hieroglyphisch m sowohl „in etwas drin" als „zu etwas hin" als „von etwas weg", je nach dem Zusammenhang des jedesmaligen Contexts; er heißt sowohl „von etwas weg" als „zu etwas hin" als „mit etwas zusammen"; ḥr und χeft bedeuten sowohl „für" als „gegen"; χont „in" „unter" u. s. w. Koptisch besagen ute und sa sowohl „von etwas weg" als „in etwas drin"; kha ist „über" und „unter"; ha „über, unter" und „zu etwas hin", „von etwas weg"; hi „zu etwas hin", „von etwas weg", „in etwas drin" u. s. w. Wenn dies nichts anderes ist, als derselbe polarische Bedeutungswechsel, der sich bei vielen anderen Worten beobachten läßt, so hat es doch eine stärkere Beweiskraft. Hatten wir bei der Vieldeutigkeit ägyptischer Lautcomplexe zu bedenken, daß sich gleichlautende zufällig und ohne innere Beziehung mit antithetischem Sinn gegenüberstehen können, so ist diese Möglichkeit bei Präpositionen äußerst gering anzuschlagen. Wären von so schwierigen Begriffen, wie sie Präpositionen ausdrücken, zwei entgegengesetzte zufällig in demselben Laut zusammengetroffen, so würde das eine oder andere im Interesse der Deutlichkeit aufgegeben, und, bei der wuchernden Triebkraft der alten Sprache, leicht durch einen andern Laut übernommen worden sein. Man bringt nicht „für" und „wider" in demselben Worte unter, es sei denn absichtlich, und weil man das eine nur denken kann, indem man das andere mit denkt und es von seinem Gegenfüßler abhebt. Die Logik dieser Erwägung wird durch eine verwandte, in dem überlieferten Sprachmaterial erhaltene Erscheinung bestätigt. Neben seinen einfachen Präpositionen hat das Aegyptische eine große Anzahl zusammengesetzter, deren nicht wenige zwei Glieder von entgegengesetzter Bedeutung verbinden, um den durch das eine oder andere bezeichneten Sinn zu desto klarerem Verständniß zu bringen. Hier haben wir mithin die absichtliche Gegenüberstellung entgegengesetzter Begriffe zur Erfassung des einen oder anderen endgültig erhärtet. Man sehe: Die Präposition ebol, zusammengesetzt aus e „zu etwas hin" und bol „von etwas weg"

bedeutet „von etwas weg". Die Präposition ebolkhen zusammengesetzt aus ebol „von etwas weg" und khen „in etwas drin" besagt „von etwas weg". ebolute, componirt aus ebol „von etwas weg" und ute, sowohl „von etwas weg" als „in etwas drin", heißt „von etwas weg" „vor etwas". ehraihm, gebildet aus ehrai „in, zu etwas hin" und hm „in etwas" wird zu „in" und „von etwas weg". Diese beredten, die Frage lösenden Beispiele ließen sich leicht vermehren.

Es fehlt nicht an Spuren ähnlicher Vorgänge in anderen Sprachen. Das Arabische hat polarischen Bedeutungswechsel in großer Fülle; im Chinesischen wird die durch den Tiu Li markirte Literaturperiode (2000 vor Christus), geradezu durch dasselbe Phänomen charakterisirt; und was ist es anders, als ein auf vergleichende Zusammenstellung gebautes Urtheil, wenn der Engländer noch heut without[1]), d. h. mitohne sagt, um ohne auszudrücken? Und hat nicht with selbst ursprünglich sowohl „mit" als „ohne" geheißen, wie noch, aus withdraw „fortgehen", withgo „gesondert, zuwider, gehen", withhold „entziehen" u. a. zu ersehen ist?

Mit geringerer Zuversicht läßt sich über Lautumdrehung reden. Denn wir können uns eher in die Psyche, als in das Sensorium des Alterthums zurückversetzen. Es kann einerseits ein, durch den ursprünglichen Ueberreichthum an Wurzeln verursachtes Spiel des Zufalls sein, daß lautliche Metathesen sich in der Bedeutung entsprechen, oder widersprechen; um so mehr, als sie häufig keines von beiden thun. Da es ein ma giebt, das „Sehen" bedeutet, welches mit einem anderen ma „Kommen" nicht verwandt sein kann, warum soll ma „Kommen" nicht ebenso selbständig entstanden sein können, wie ma Sehen, ohne von am „Kommen" durch Metathese abgeleitet zu sein? Anderseits ist begriffliches Entsprechen selbst bei seltneren, metathesirten Lautcomplexen eine so gewöhnliche Erscheinung, daß es schwer fällt, der Annahme begrifflichen Zusammenhangs zu entsagen; ja daß die Wahrscheinlichkeit in's Auge gefaßt werden muß, der sprachgeschichtliche Beweis für den begrifflichen Zusammenhang lautverkehrter Worte werde sich dadurch führen lassen, daß die große Mehrheit solcher phonetischen Metathesen als sinnverwandt nachgewiesen wird. Die Erklärung begrifflichen Zusammenhangs bietet sich in der Weiterentwicklung einer Wurzelbildungsmethode, deren erste Schritte zu Tage liegen. Aegyptische Wurzeln sind fast ausnahmslos der Weiterbildung fähig durch Anlautwiederholung im Anlaut oder Auslaut, oder Auslautwiederholung im Auslaut. Das heißt, aus einem fs kann in regelmäßiger und ungemein häufiger Wandlung ein ffs, fsf, und fss werden; aus einem mt ein mmt, mtm, mtt ꝛc. Bedeutungsänderung ist dabei keineswegs stets erkennbar — es handelt sich sichtlich darum, der Lust an der Erfindung immer neuer Worte, der Freiheit in der Hervorbringung immer neuer Bildungen die Zügel schießen zu lassen. Die Periode,

[1]) Aehnlich das verwandte deutsche „wider", „wieder".

in der, innerhalb gewisser nationaler Grenzen, Jeder jeden Laut für jedes Ding ausstoßen durfte, ist auf dieser Stufe bereits vorüber; die Entscheidung für bestimmte Laute für bestimmte Dinge getroffen; aber die Möglichkeit ist gelassen, die so gewählten Laute, die Wurzeln, durch Wandel und Wiederholung ihrer einzelnen Bestandtheile weiter zu gestalten. Darf man es dieser Licenz, welche das noch flüssige Material der Sprache in wechselnde Formen gießt, darf man es diesem Ohr, welches fein genug war, den Anlaut im Auslaut noch einmal hören, und damit den musikalischen Effect des Wortes harmonisch abrunden zu wollen, gemäß halten, daß der Gedanke des Ganzen auch in der zweiten, lautlich correspondirenden Sylbe des somit aus dem einsylbigen geschaffenen zweisylbigen Lautcomplexes allein gefühlt werden konnte, so hätten wir die Umkehrung nicht als Umkehrung, sondern als Doppelung erklärt. Wir hätten die Reihe fes, fesf, fes-sef, sef aufzustellen, deren zwei Anfangsglieder und Endglied erhalten sind, während das dritte Glied fes-sef aus fesf zu ergänzen wäre, und allerdings mit Leichtigkeit ergänzt werden könnte. Haben wir aber einmal fes-sef, so steht dem Schluß, von dieser bereits vollzogenen Metathese habe jedes Glied allein genügt, um den Sinn der ursprünglichen, so wie der zweitheilig-verkehrten Wurzel zu verkörpern, keine sichtliche phonetische oder logische Schwierigkeit entgegen. Der wie ein Reim zusammenstimmende, wie Voraussetzung und Schluß sich ergänzende Klang beider Glieder des Gesammtwortes fessef konnte jedem von ihnen leicht den Werth und die Bedeutung des Ganzen verleihen. Die ersten beiden Stadien dieses Vorgangs, fes, fesf sind auch in den indogermanischen Sprachen unter dem Namen der gebrochenen Reduplication bekannt. Wir enthalten uns der Erörterung, warum diese Erklärung der Metathese der dreiconsonantigen nur scheinbar widerspricht.

Dem Geschlecht, das die Mühsal seiner ersten Anfänge vergessen, einen geschichtlichen Einblick in die allmäliche Erarbeitung von bestimmtem Laut und Begriff zu gewähren, ist das Verdienst der ägyptischen Grammatik.

Johannes Huber.

Von

M. Carriere.

— München. —

Mit Beiträgen von J. Friedrich und J. A. Meßmer.

Es gibt Gelehrte, denen Bücher die Aufgaben ihres Forschens und Denkens bieten; die dort überlieferten Thatsachen wollen sie sichten und darstellen, die dort ausgesprochenen Gedanken prüfen und fortspinnen; man pflegt sie wol als die eigentlich und rein wissenschaftlichen anzusehen, weil sie in und für Bibliotheken arbeiten. Andern stellt das Leben die Probleme und wenn sie sich auch darnach umthun, wie frühere Geister mit denselben gerungen, das eigne Herz drängt sie nach einem lösenden Wort, und treibt sie mit reformatorischem Eifer das zu verkündigen, erleuchtend, führend in das Leben einzugreifen. Zu diesen gehörte Johannes Huber. Sein Ziel war die Versöhnung von Glauben und Wissen in einer neuen freiern Fassung der christlich-religiösen Wahrheit, der ethischen Idee im Zusammenhange mit der Natur- und Geschichtsforschung unsrer Zeit; sie sollte aus dem Streit der Gegensätze, die sich zum geistmörderischen Ultramontanismus und geistleugnenden Materialismus zuspitzten, zu einer Verstand und Gemüth befriedigenden Weltanschauung führen, und von ihr aus sollte in einem von Liebe beseelten Organismus der Gesellschaft durch werkthätige Hilfe von außen, wie durch Befreiung und Bildung von innen, das Elend des Daseins, die Noth der Armen und Bedrückten erleichtert und überwunden werden. Huber ist gestorben als er sich anschickte, das zusammenfassende philosophische Werk zur Darstellung dieser Ideen zu schreiben; er ist gestorben nachdem er sich überzeugt, daß er einmal vergebens mit hoffendem Frohmuth sich als einen der ruhmgekrönten Leiter einer von Rom gelösten, freien, deutschen Kirche gefühlt. Wir werden darum dem redlichen, rastlosen Kämpfer unsre Theilnahme nicht versagen, dem talentvollen, selbstgemachten Manne unsre Achtung zollen.

Johann Nepomuk Huber war am 18. August 1830 zu München geboren, das einzige Kind in einem frommen, schlichten Bürgerhause. Der Vater betrieb ein Tändler- oder Trödlergeschäft, ließ es sich aber nicht nehmen, an seinem einfachen Familientisch einem und dem andern Studenten der Theologie einen Kosttag zu gewähren, das Gebet dabei aus dem Stegreif zu sprechen und dann von den Befreiungskriegen zu erzählen, die er als bayerischer Jäger mitgemacht. Daß alles aufgeboten werden mußte, um den strebsamen, vielbegabten Sohn einen Geistlichen werden zu lassen, stand den Eltern fest; und so bezog dieser 1850 die Münchener Universität. Theologen wie Döllinger, Haneberg, Stadlbaur bildeten damals den Kern dessen, was bald von Mainz und Münster aus als liberale Münchner Schule angefeindet werden sollte, sie verschlossen sich auch den protestantischen Büchern nicht, ebenso wenig der Gemeinschaft mit den Männern der Wissenschaft, die bald von König Max berufen als „Nordlichter" ihren Einzug an der Isar halten sollten. Unter dem Einfluß dessen, was Baader und Görres gewirkt, bildete sich 1848 in München eine Studentenverbindung Tafelrunde, die der vielfach negirenden Neuzeit gegenüber die christlichen Principien im Denken und Handeln obenanstellte, und ihre Farben schwarz, grün, gold durch den Wahlspruch erläuterte: Durch Zweifels Qual der Hoffnung Strahl zum goldnen Gral. Gedichte, Aufsätze wurden vorgetragen und besprochen. Huber trat ein und war bald ein hervorragendes Mitglied. „Sein Studium der griechischen Philosophie, seine Kenntniß der protestantischen Literatur, erzählt mir sein Studiengenosse Joseph Meßmer, unser Kunsthistoriker, gab ihm bald ein Uebergewicht. Dabei zog er unerbittlich die äußersten Consequenzen, behandelte auch Lieblingsdichter wie Hölderlin und Lenau als Philosophen und zwang sie in sein System hinein. Er erschien uns wie ein künftiger, strenger Dogmatiker, und war oft recht peinlich für mich, der ich verehrte Autoritäten, Menschen und Bücher ungern einem oder dem andern System unterworfen sah, der Logik des Freundes aber auf die Dauer nicht widerstehen konnte." In einer Rede, die Huber in der Tafelrunde hielt, findet sich bereits der charakteristische Ausspruch: „Entweder läßt der Mensch die Außenwelt über sich herrschen, dann gibt er sich selbst auf und verliert das Recht seines Daseins, das auf sein Fürsichsein basirt ist; oder er sucht die Außenwelt zu beherrschen und nach seiner Willkür zu bestimmen, mißkennt und verletzt ihr Recht und muß die Macht seines Gegensatzes erfahren; — oder aber er vermag ihr und sein Recht zu wahren und sich in freier Weise mit ihr zu versöhnen. Nur in der letzteren Lösung hat er sich selbst nach seiner Bestimmung und Bedeutung verstanden, nämlich als freies Glied im Organismus des Weltganzen." In der Scholastik habe die Außenwelt der Autorität über den Geist geherrscht, in der neueren Zeit habe dieser sich von jener losgesagt, die Gegenwart soll die eigne Vernunft mit der Vernunft im Universum wie in der religiösen Ueberlieferung in Einklang bringen. Doch war damals für Huber die Autorität das Maßgebende, die Individualität sollte sie in sich

aufnehmen, nicht meistern. Und wie er schon als Gymnasiast in die Augsburger „Sion", eine ultramontane Zeitschrift, Beiträge gesandt, so mischte er sich als Student in einen Streit der Philosophen.

Professor Prantl hatte im März 1852 in der Münchener Akademie eine Festrede über die gegenwärtige Aufgabe der Philosophie gehalten. Er bezeichnete sie als Anthropologie: vom Menschen, dem sinnlich-geistigen soll sie ausgehen, dem Realen wie dem Idealen gerecht werden; die Synthese beider sei uns ja in uns selbst und namentlich in der Sprache gegeben, die die Gedanken im Laut verwirkliche; von der Erfahrung, nicht von Dogmen sollen wir uns leiten lassen; die Religion als Sache des Gefühls und Lebens sei ein Gegenstand philosophischer Forschung, nicht das Maß für sie. Dagegen trat nun die ultramontane Partei in Waffen; ja Prantl ward für eine Zeitlang an der Universität auf die Philologie als sein Gebiet verwiesen, bis König Max 1859 den ausgezeichneten Kenner und Darsteller der Geschichte der Philosophie zu deren Ordinarius ernannte. Ein katholischer Theologe Dr. Oischinger, der als Privatgelehrter zu München lebte, führte gegen Prantl das Wort in den Blättern und veröffentlichte eine Schrift, die ihn in eine Reihe mit Feuerbach stellte, der Selbstvergötterung, des plattesten Nihilismus, des Absurdismus beschuldigt, und einen förmlichen Fluch über dieses moderne Heidenthum aussprach. Da nun trat ein Student in die Schranken, der sich bald als Dichter, Historiker, Rechtsgelehrter einen Namen von weittönendem Klang gemacht, Felix Dahn. Mit gewandter, scharfer Feder schrieb er eine Entgegnung gegen Oischinger, in der er von dem Standpunkt freier Forschung aus die Philosophie als Selbstzweck, nicht als Magd der Theologie betrachtete, und den geschmähten Anthropologismus als dasjenige philosophische Princip darstellte, welches die relative Identität von Geist und Natur, wie sie in dem ganzen, unzerstückten Menschen erscheint, zum metaphysischen Ausgangspunkte, zu dem Maßstab der absoluten Identität von Geist und Natur, d. h. des Absoluten erhebt, im Gegensatz zum subjectiven Idealismus, welcher einseitig den geistigen, wie andrerseits zum objectiven Realismus, der nur den materiellen Factor erfaßt. Dahn zeigte, wie dies Streben nach Einigung der Gegensätze gerade an Knotenpunkten der Entwicklung in der Geschichte hervortrete, und suchte das Dialektische wie die historische Behandlung der philosophischen Fragen gegenüber den theologischen Dogmen in's Licht zu stellen.

Oischinger hatte eine kleine Schaar von Studenten um sich, die er mit der Literatur und den Problemen der Philosophie bekannt machte; unter ihnen war Huber, der ihm dies stets Dank wußte; so glaubte er nun für dieselben einstehen zu sollen, zumal zwischen ihm und Dahn schon seit dem Gymnasium eine gewisse Rivalität bestand, da stets einer dem andern es zuvorzuthun suchte, bis sie ihre verschiedenen Felder fanden, die sie bebauen und persönlich befreundet bleiben konnten. So schrieb denn Huber sein Pamphlet: „Der Anthropologismus des Dr. K. Prantl und seine jüngste

Bevorwortung," in welchem er Dischinger gegen Dahn vertheidigte und dabei weit mehr auf Prantl als auf dessen Schüler losschlug. Keiner der Rufer im Streit hatte sich den Unterschied von Religion und Dogmatik klar gemacht, wie die Religion Sache des Herzens, gottinniges Leben, Erhebung des Gemüths zum Ewigen und Heiligung des Willens ist, während die Dogmatik Satzungen über das Wesen Gottes, der Welt und des Menschen formulirt und Folgerungen aus Bibelsprüchen zieht. Dahn wies auf den Widerspruch von Vernunft und Dogmatik hin, Huber behauptete, daß, was das Gefühl als wahr empfände sich im Lichte der Vernunft bewähren müsse; so schossen sie aneinander vorbei. Mit Recht forderte Huber eine Philosophie des Lebens und der Wirklichkeit; er sah in der ganzen Realwelt ein System von Organismen, dessen Mittelpunkt urlebendig sei und alles trage, die Religion sei die Beziehung der vernünftigen Wesen zum Urwesen. Vom persönlichen Gott schien ihm eine übernatürliche Offenbarung leicht gewonnen, und dann sei alles Folgende in der katholischen Dogmatik so folgerichtig wie die Bücher Euklid's! Dahn sah nur Widerspruch darin, übervernünftige Wahrheiten vernünftig begründen zu wollen. Huber behauptete Prantls Absolutes sei nichts als die Substanz Spinoza's, die Identität Schelling's, der Gott des Speculanten sei des Menschen selbsteigenes Wesen, angeschaut unter der Idee der Gattung, während der Gott des Christenthums Person, Geist aber und Natur zwei verschiedene Wesenheiten seien. Doch bekennt Huber, daß die Theologie durch den Zwiespalt mit der Philosophie fast allen Einfluß auf die Zeit verloren habe, daß die Philosophie die Wahrheit des Christenthums der Gegenwart erschließen solle. Was diese Wahrheit sei, blieb unerörtert; damals war sie für Huber noch die römische Dogmatik. Aber damit, daß er die Philosophie als nothwendige Erklärerin des Christenthums forderte, that er einen ersten Schr it in's Freie. Hier sollte er sich bald heimisch fühlen, als er das akademische Lehramt in's Auge faßte und 1854 zum Gegenstand seiner philosophischen Doctordissertation die Cartesischen Beweise vom Dasein Gottes wählte. Er kam zur Einsicht: „Was die neue Zeit in allen ihren Lebenstiefen ergriffen hatte, auf dem Gebiete des Wissens und Handelns sich offenbarte und als Kampf gegen die alte Kirche und den alten Staat erschien, war das Princip der Autonomie des Subjects, das Cartesius wissenschaftlich fixirte, wodurch seine Philosophie von welthistorischer Bedeutung geworden ist." Der Geist persönlicher Selbständigkeit, das: „Ich denke, also bin ich," die Vernunft als Richterin über das Wahre und Falsche, das voraussetzungslose Forschen gewann den Sieg über die Autorität des Dogmas, so sehr auch Huber noch an die Rechtfertigung desselben dachte, wenn er von der beklagenswerthen, negativen Richtung der neueren Philosophie sprach, die indeß aus denkfauler Sicherheit aufrüttle, daß wir nicht länger morschen und gebrechlichen Stützen vertrauen, sondern den Bau der Wissenschaft auf unzerstörbarer Grundlage aufführen. Nicht minder wirkte das Studium Platon's; mit einer Schrift über dessen Lehre vom persönlichen Gott habilitirte sich Huber 1855 als Docent der Philo-

sophie. Er wies nach, daß die Idee des Guten allerdings das Wesen Gottes ausmache, daß aber Platon das Gute und das Vernünftige identificire, die Vernunft ohne Seele nicht denkbar finde, und darum nicht blos in mythischer, sondern auch in dialektischer Fassung das Göttliche als weltbildende Subjectivität anschaue. Und wenn auch Huber noch nach einigen Jahren in einer Abhandlung über die Willensfreiheit das Theologische allzusehr vor dem Naturwissenschaftlichen zum Ausgangspunkte nahm, er überreichte sie mir mit dem Spruch: „Denken ist Befreien."

Zu dieser Befreiung wirkte die frische Luft mit, die in München wehte, als nach der Berufung von Liebig und Geibel König Max sich mit ihnen persönlich befreundete, als auch Pfeufer, Jolly, Bischoff, Sybel, Riehl und ich an der Universität lehrten und die bereits vorhandenen, liberalen Kräfte damit Stärkung und Ermuthigung fanden, während noch kurz vorher die kirchliche und politische Reaction einige Professoren genöthigt hatte, ihre Vorlesungen einzustellen. Keiner der Neuberufenen war von der ultramontanen Partei mit mehr Erbitterung empfangen worden als ich; 1853. Die Blätter sprachen von Protesten der Bischöfe, ja des akademischen Senats gegen mein Auftreten, und überhäuften den Demagogen, den Atheisten mit einer Fluth von Schmähungen, um die Studenten von mir abzuschrecken. Huber ging „trotzigen Muthes in die Löwenhöhle", wie er selbst äußerte und war am Ende des Jahres mein Freund geworden. Trat doch auch in Döllinger nun von Tag zu Tag der unbefangene Historiker vor dem Dogmatiker, der wahrheitseifrige Gelehrte vor dem Gegner des Protestantenthums hervor, und ging Stadlbaur nicht mit der ultramontanen Partei. Von diesem, von Thiersch und dem Orientalisten M. J. Müller wurden die hervorragendsten der jungen Theologen, Huber und Meßmer, ermuthigt, sich an der Universität zu habilitiren. Meßmer that es als Theologe für christliche Archäologie und Kunst; später kam er als Professor an die philosophische Facultät, welcher sich Huber von Anfang an zuwandte. Ich besprach mit ihm die Sache; er solle die theologischen Examina machen, aber keine Weihen nehmen; die würden ihn als philosophischen Docenten in Conflict bringen; sollte er als solcher nicht den erwarteten Erfolg haben, dann könne er immer noch Dogmatiker werden. Indeß sein Erfolg als Kathederredner und seine schriftstellerischen Leistungen waren so bedeutend, daß er bald zum außerordentlichen und ordentlichen Professor ernannt wurde (1859 und 1864).

Nahmen ihn zunächst auch seine Vorlesungen über Logik und Psychologie, Rechts- und Religionsphilosophie, Geschichte der Philosophie in Anspruch, so hatte er doch ein wissenschaftliches Werk im Auge, das ihm zugleich den Ruf des Gelehrten sichern sollte und er wählte daher gern jenen Denker, der zur Karolingerzeit wie Karl der Große im Reich des Geistes dasteht, noch freier wie die mittelalterlichen Scholastiker, über ihre Gegensätze erhaben und zugleich der Vorläufer der mystischen Richtung, Scotus Erigena. Wie die Wahrheit des Pantheismus die Einheit alles Lebens, das der Welt

einwohnende Göttliche, zu versöhnen sei mit dem Deismus, der die göttliche und menschliche Persönlichkeit, die sittliche Freiheit mit gleichem Rechte betont, dies Problem der Gegenwart war auch von Huber mit weltoffenem Sinn und religiösem Gemüth ergriffen worden; in Scotus Erigena stand ihm einer der Erzväter einer speculativen und zugleich christlichen Philosophie gegenüber, und es gelang ihm die erste congeniale und unübertroffene Darstellung desselben. Wenn der Standpunkt der Scholastik vornehmlich ein Dualismus von Gott und Welt ist, die Mystik aber den Geist in die Anschauung Gottes versenkt und sich mit ihm eins fühlt und weiß, so betrachtet Scotus Erigena das ewig Eine, wie es sich zur Vielheit entfaltet und wieder zu sich zurückkehrt, wie es in der Welt sich offenbart und wie der Geist sich in seinem Urquell wiederfindet. Huber zeichnet sein eignes Ziel, das er auf der Grundlage des empirischen Wissens unsrer Tage und in der Religion zu erreichen hoffte, wenn er die Betrachtung Erigena's schließt: „Für ihn ist die Philosophie, was sie für Platon war, eine Auferstehung aus der Nacht des Irdischen in den Tag der Wahrheit, eine Himmelfahrt des Geistes." „Wie jede Philosophie, die die Welt begreift, in diesem Erkennen auch mit dem Anerkennen ihrer Ordnung endigt, sodaß nicht nur das Denken, sondern auch das Gemüth seine Versöhnung mit ihr feiert, so finden wir es auch bei Erigena. Alle Schatten des Daseins, alle Mißklänge des Lebens werden ihm zu dienenden Momenten in dem herrlichen Bilde und in der entzückenden Symphonie des Universums, in deren Erfassung der Geist sich von allem Schmerze der Endlichkeit befreit und sich selbst in ihre Harmonie selig aufgenommen fühlt."

Jenes Werk erschien 1861. Huber sagt in der Vorrede, man habe ihm vorgeworfen, daß er Erigena's Vermittlung der Transscendenz mit der Immanenz Gottes wieder aufleben machen wolle, wie das die neue Philosophie in pantheistischen oder semipantheistischen Lehren anstrebe. „Wie jeder Leser meines Buches sich überzeugen wird, so trifft mich dieser Vorwurf, denn ich bekenne mich in der That zu jener Richtung in der Philosophie, die die Welt für ein Moment des göttlichen Lebens erklärt, die Gottheit aber selbst in der Form übergreifender Subjectivität, d. h. als absolute Persönlichkeit erkennt. Ein Vorläufer dieses Standpunktes ist allerdings Erigena; aber ein solches Zusammentreffen mit einem alten Autor ist nicht mit einem Zurückgehen auf denselben identisch, denn wenn nach einem tausendjährigen Zwischenraum der eindringendsten Geistesarbeit dieselben Ideen abermals aufleben, so sind sie im Fortgange der geistigen Entwicklung selber gewachsen und damit auch in mancher Hinsicht anders geworden. Von dem gegenwärtigen Höhepunkte philosophischer Erkenntniß einfach auf die Ideen eines mittelalterlichen Denkers zurückzugehen, wäre in der That ein Rückschritt und hieße im Mannesalter wieder in die Kinderschuhe eintreten wollen. Aber jeder philosophische Betrachter der Geschichte weiß um die Entwicklung des Geistes in der Menschheit, wonach die Nachkommen von der Vorwelt die

Keime ihrer eigenen Ideen empfangen. Auf solche Weise erneuern wir jeden Philosophen in uns, der lebendige und damit unsterbliche Gedanken in die Welt gebracht hat; aber wir wiederholen ihn nicht blos, sondern er wächst in uns zu einer größeren Reife und reicheren Fülle der Anschauungen." Huber hätte noch einen Schritt weiter gehen und an das Wort Rahels erinnern sollen: „Man lernt nur, was man schon weiß!" Erst wenn wir eine Idee selber gedacht haben, verstehen und finden wir sie bei anderen. Als mir jener Gedanke von der Ueberwindung des Pantheismus und Deismus in einer tieferen und höheren Gottes- und Weltidee aufgegangen war, da verstand ich Giordano Bruno und Jakob Böhme in diesem Sinne, der Streit, ob sie Pantheisten oder Deisten gewesen, erschien mir müßig, sie waren eben beides und keines, vielmehr ein besseres Drittes; so hab' ich sie 1846 in der „philosophischen Weltanschauung der Reformationszeit" dargestellt.

Wenn aber Huber in die Kinderschuhe der Scholastik nicht wieder treten wollte, so verlangten das gerade die Römlinge, die auf den Thomas von Aquin schwören, und unserm Freunde als einem Abtrünnigen nun Streit bereiteten. Er hatte nach den Quellen Erigena's forschend, eingehende Studien in der neuplatonischen wie in der altchristlichen Literatur gemacht, und sandte schon 1859 seinem erwähnten Werke „die Philosophie der Kirchenväter" als Einleitung voraus. In der Widmung an seine Jugendfreunde sprach er von den Mißverständnissen, die eingetreten seien, als er den Weg freien Denkens eingeschlagen, und setzte hinzu: „Mir war bewußt, daß wir an derselben Aufgabe arbeiteten, an dem Sieg des Geistes und der Idee über den praktischen und theoretischen Materialismus der Zeit, und so konnte ich Euch stets über den Gegensatz hierüber die Hand reichen." In der Darstellung der Kirchenväter zeigte es sich, wie viel selbstständiger, mannigfaltiger, geistvoller ihre Ansichten über Gott, Menschheit, Christus sind als die Lehrsätze, welche die Dogmatik fixirt hat. Das Buch war klar und anziehend geschrieben, so dünkte es dem erstarrten Pfaffenthum gefährlich, und es kam alsbald auf den römischen Index der verbotenen Bücher. Das schien nicht ganz gleichgiltig in einem Lande und an einer Universität, auf welche die Bischöfe seither Einfluß geübt, und welche als katholisch gelten sollte; der Erzbischof Scherr mahnte den jungen Philosophen, daß er der Censur sich laudabiliter unterwerfe, aber der vermied es, den hingehaltenen Ring zu küssen und behauptete das Recht seiner Ueberzeugung. Daß seine und Frohschammer's Absetzung in der Absicht des Münchner Ordinariates gelegen, hat Professor Friedrich uns versichert. Es setzte dies nicht durch, lähmte aber Hubers Lehrthätigkeit durch das Verbot an die Theologen, an die Gläubigen, die Vorlesungen desselben zu besuchen. Von anderer Seite ward Hubers religiöser Sinn als hinter der Zeit zurückgeblieben, als überwundener Standpunkt behandelt. Im Jahre 1863 hatten Döllinger und Haneberg eine Versammlung katholischer Gelehrten nach München berufen; Kirchlichkeit und Wissenschaft sollten verbündet werden oder bleiben. Rom schüttelte den Kopf dazu,

und schien zu ahnen, daß man sich auch gegen den Vatican wenden könne, wenn man einmal die Vernunft als Vertheidigerin der Dogmen annehme. Der Congreß suchte das Verhältniß der Vernunft und Forschung zur Autorität zu bestimmen; er erklärte es für Gewissenspflicht, bei der Entwicklung der Wissenschaft die geoffenbarte Wahrheit im Auge zu haben; Knoodt meinte, daß die Wissenschaft zwar auch eine Autorität sei, aber eine fehlbare, die sich der unfehlbaren Kirche unterzuordnen habe. Da bekannte Huber, daß er auf der linken Seite der Versammlung stehe und forderte einen positiven Ausspruch zu Gunsten der Freiheit. Er blieb mit Friedrich die kleine Minorität gegen achtzig Andre! Bei solch offnem Bruch mit dem Ultramontanismus war es ein Zeugniß der hohen Achtung vor Hubers Persönlichkeit und wissenschaftlicher Tüchtigkeit, wenn er berufen ward, den Söhnen des Prinzen Luitpold und selbst dem König Ludwig II. nach dessen Thronbesteigung philosophische Vorträge zu halten. Bis zu seinem Ende hat der naturwissenschaftlich gebildete Herzog Karl Theodor viel mit ihm verkehrt.

Hatte der eigne Kampf zwischen Autorität und Freiheit, und die Lösung, die er für sich gewann, unsern Freund zur Darstellung der Kirchenväter und Erigena's geführt, so ergänzte er sie durch Vorträge über die religiöse Aufklärung die 1867 in seinen Studien abgedruckt wurden. Während des begonnenen Streites aber mit der Hierarchie sah er längere Zeit muthig dem Tod in's Auge. „Wenn die Ungunst des Geschickes mich nicht vor der Zeit zerbricht," hatte er die Widmung des Buchs über die Kirchenväter geschlossen, „dann hoffe ich auf meinem Wege Ergebnisse zu erlangen, die für die große geistige Noth der Gegenwart nicht ganz nutzlos sind." Es bezog sich darauf, daß er schon als Knabe in Folge einer Erkältung leidend gewesen, und daß eine solche auf einer Gebirgsreise der Studentenzeit zu einem Gelenkrheumatismus geführt, der das Herz in Mitleidenschaft gezogen. Schon damals hatte die Mutter, als er einen neuen Rock begehrte, seufzend gefragt, ob er den noch tragen werde, jetzt, als es sich um seine Professur handelte, bat Karl Pfeufer mit der Verleihung nicht zu säumen, da er als Arzt kaum hoffe, daß Huber sich derselben lange erfreuen werde. Ein anderer College mahnte ihn daran, daß er sich als Todescandidaten betrachten müsse. Eine Wassercur bei Dr. Curtius brachte das Uebel zum Stehen, und er fand in einer Tochter desselben die Gattin, die ihn verstand und ihm und drei Kindern ein glückliches Heim bereitete. In solcher Stimmung, wo Tod und Liebe ihm nahe getreten, schrieb er „die Idee der Unsterblichkeit," die zum erstenmal 1864 erschien, und rasch mehrere Auflagen erlebte. In anmuthiger Darstellung legt er die Zukunftshoffnung der Menschheit mit den Worten ihrer Dichter und Denker dar, und gründet seine eigenen sinnigen Betrachtungen auf das Wesen der Natur und des Geistes. Ich setze eine Stelle hierher, die den Ton des Ganzen angeben mag: „Wäre die Natur niemals mit dem Geist in Widerspruch getreten, wäre der Mensch nie aus der glücklichen Heimath seiner Kindheit, von der die Sagen erzählen und die Dichter träumen, vertrieben

worden, wir hätten nicht die großen Errungenschaften zu bewundern, welche die Ehre und der Reichthum der Menschen sind. Nun aber stellt sie, statt eines Stilllebens ohne Ernst und Tiefe, in allen ihren Wandlungen und Conflicten doch nur einen Triumphzug des Geistes dar. Statt des Idylls eine gewaltige Tragödie, in welcher jener im Kampf mit dem Schicksal nur sein eigenes ideales Selbst weckt und erobert. Für diese ethische Ansicht der Dinge gibt es kein Verhängniß und keinen blinden Zufall mehr, denn alles dieses gestaltet der Geist zu einem sinnvollen Moment in seiner Entwicklung. Und nirgends mehr scheint es ihm in der Ordnung der Welt auf seinen Tod und Untergang, im Gegentheil auf sein inneres, höheres Leben und Wachsthum angelegt. Wenn ihm irgend etwas Frieden und Freiheit zu verleihen im Stande ist, so ist es diese Betrachtung, welche zugleich von der ästhetischen Auffassung des Lebens gefordert wird; denn es ist ein Gesetz der Tragödie, daß in ihr der Geist über dem Untergange seines äußeren Daseins, zur vollen Behauptung und Erhöhung seines innern eigensten Wesens gelange."

Die nächste Schrift Huber's heißt: Der Proletarier. Drei Vorlesungen zur Orientirung in der socialen Frage 1865. Diese hat ihn seitdem stets beschäftigt; in seinen kleinen Schriften vom Jahre 1871 sind die Abhandlungen über Communismus und über die Nachtseiten von London wieder abgedruckt; ein halbes Jahr vor seinem Tode begann er in der „Allgemeinen Zeitung" eine Reihe von Artikeln über die Nothstände der Menschheit in alter und neuer Zeit und über die Theorien und Versuche zur Heilung derselben; es kamen die Attentate und das Socialistengesetz, und hier und da erschrak man über die Schärfe und Kühnheit der Darstellung, sodaß dieselbe leider vertagt wurde. Professor Friedrich sagte in der Grabrede: „Huber's Abstammung und sein Ringen um eine Existenz, das in der That ein harter Kampf ums Dasein war, ließen es nicht zu, daß die Bücher seine Welt wurden. Er schämte sich auch seiner Jugendzeit nicht, sondern war stolz, ein Sohn aus dem Volke zu sein, wie er sich gern nannte, ja er rechnete sich als Arbeiter zum Arbeiterstande. Daher entsprang wohl auch sein außerordentliches Mitgefühl für die Nothleidenden und Armen, und wurde er ein bitterer Tadler jener Reichen, welche ihren Reichthum nur zu verprassen oder zur Ausbeutung der Schwachen zu mißbrauchen wissen, oder denen Hochmuth nur Verachtung der Minderbegüterten einflößt. Unauslöschlich standen die Eindrücke in seiner Seele, welche er auf seinen Reisen in Frankreich und Italien, vornehmlich auf der nach England, zu London in den Hütten der Armuth und des Elendes empfangen, durch die er sich von einigen Polizeibeamten geleiten ließ. Ich weiß, wie man ihn damals wegen seiner Vorträge über die sociale Frage als Schwarzseher verlachte; aber er hat das Verdienst, wenn auch als Rufer in der Wüste, schon zu einer Zeit auf die der Gesellschaft drohende Gefahr hingewiesen zu haben, als noch die meisten ahnungslos sich in vollster Sicherheit wiegten."

Huber forderte das Zusammenwirken von Selbsthilfe und Staatshilfe in Bezug auf die besitzlosen Arbeiter und ihre Association; ihn bekümmerte es, wie sie mehr und mehr eine Beute der irreligiösen materialistischen Lehren wurden; das Leben war ihm ja eine sittliche Aufgabe; er schloß jene Erstlingsschrift auf diesem Gebiete mit den wohlerwogenen Worten: „In der ethischen Lebensauffassung allein liegt eine die Welt überwindende Kraft der Resignation, ohne die wir auch in den glücklichsten Verhältnissen nicht zu bestehen vermögen. Darum ist es nicht gleichgiltig, ob eine solche sich der Gesellschaft und vor allem der gedrückten Classen bemächtigt, oder ob das Gegentheil von ihr zur allgemeinen Ueberzeugung wird. Es ist nicht gleichgiltig, ob jede Verzichtleistung auf sinnlichen Genuß als reiner Verlust erscheint, oder als ein ethischer Gewinn benutzt und betrachtet werden kann. Proletarier hat es zu allen Zeiten der christlichen Welt gegeben, aber sie haben ihr Schicksal weniger drückend empfunden, weil sie in dasselbe eine ethische Bedeutung hineinzulegen vermochten. Wird im Menschen hingegen nichts anderes erkannt als die letzte und höchste Stufe in der Entwicklung der thierischen Organisationen, wie kann man ihm noch einen Act sittlicher Freiheit gegenüber dem Naturtriebe zumuthen, da ihm mit jener Annahme zugleich die Möglichkeit hierzu abgesprochen wird? Es wird für die physische Wohlfahrt schlecht gesorgt, wenn die sittliche Quelle des Glückes verschüttet wird; denn aus ihr vor allem geht jene hervor. Indem man die idealen Fundamente der Gesellschaft untergräbt und die Begierde, für unwiderstehlich sie erklärend, entfesselt, wird nur der allgemeine Einsturz vorbereitet. Die Aufrechthaltung der ethischen und idealen Weltanschauung ist demnach eine dringende Nothwendigkeit, und indem die Philosophie die Vertretung derselben unternimmt und ihre Wahrheiten gegen die aus einer dürftigen Empirie entnommenen Angriffe vertheidigt, ist ihre Mission für die Lösung der großen Frage des Lebens auch in der Gegenwart nicht verkürzt, und wird ihre Sache eine gemeinsame sein mit der des Christenthums, das mit dem Gesetze der Liebe die Schöpfung einen moralischen Werth zu verwirklichen sucht.“

Aber die officiellen Repräsentanten des Christenthums standen ja im Widerspruch mit den Männern, die von der Wissenschaft aus diese sittliche Weltordnung im Volksbewußtsein aufgerichtet oder aufrecht zu halten strebten neue Dogmen zu schmieden als Geistesfesseln war ihr Trachten, und bald sollte Huber in einen langen Streit mit ihnen verwickelt werden. Voran ging wie ein Vorpostengefecht ein offener Briefwechsel mit Professor Stöckl in Münster, der Huber's Erigenabuch als eine Frucht der liberalen Münchner Schule angegriffen hatte; Huber konnte demselben handgreifliche Plagiate nachweisen, als er gegen die Erneuung der mittelalterlichen Scholastik die Stimme erhob. Dabei war ihm die mächtige Bewegung willkommen, als das Jahr 1866 die deutsche Frage in Fluß brachte, so schlimm es war, daß zunächst Nord- und Süddeutschland gegen einander in Waffen standen. Er schrieb in der Vorrede zu seinen „Studien“: „Trauriger als die Wehen, in

denen eine neue Zeit geboren wird, sind die Perioden der Stagnation zu durchleben, in denen der Muth und die Hoffnung des Bessern geschwunden scheinen und das Gegenwärtige wie ein unvermeidliches Verhängniß ertragen wird. Wer den Frühling will, der muß die Stürme nicht scheuen, welche die Ketten des Winters zersprengen." Es ist selbstverständlich, daß die Jahre 1870 und 1871 als die Erfüllung der Sehnsucht nach dem geeinten Vaterland und seiner Entwicklung freudig begrüßt wurden. Wir vereinten uns im Winter, während das Heer noch in Frankreich stand, mit mehreren Patrioten, um in München durch eine Reihe öffentlicher Vorträge die große Epoche und ihre Aufgabe zu erklären; Huber sprach begeisterte Worte über das Verhältniß der Philosophie zur nationalen Erhebung. Doch lag sein thatkräftiges Wirken nicht auf dem politischen, sondern auf dem kirchlichen Gebiet.

Pius IX. von den Jesuiten beeinflußt, plante ein allgemeines Concil, und es ward in den ultramontanen Blättern selbst verkündet, daß der Syllabus, diese Sammlung päpstlicher Aussprüche gegen die Freiheit im Leben und Erkennen, sowie die päpstliche Unfehlbarkeit selbst zur allgemein giltigen Glaubenssatzung erhoben werden soll. Dagegen empörte sich das deutsche Gewissen wie der wissenschaftliche Sinn in Männern wie Döllinger, Friedrich, Huber. Sie wußten, daß, wenn das Concil gesprochen habe, alsdann das Gefüge der Hierarchie viel zu starr und fest, der Gehorsam des Klerus viel zu blind sei, als daß noch auf entscheidenden Widerstand gerechnet werden könne. So sollte vorgebeugt werden; vor allem, die deutschen Bischöfe wie die öffentliche Meinung sollten zum Widerspruch gegen die Pläne der Römlinge gerüstet werden; Vorstand, nicht Alleinherrscher sei der Papst; vom Standpunkte der Apostel schien bereits das Papstthum, wie es geworden, ein entstellender, krankhafter, athembeklemmender Auswuchs am Organismus der Kirche; wer das Wohl derselben wolle, der müsse eine durchgreifende Reformation fordern, welche sie mit den Principien der politischen, intellectuellen und religiösen Freiheit in Einklang setze, wie solche aus dem Geist und Buchstaben des Evangeliums zu schöpfen seien, statt durch die Unfehlbarkeitslehre das System der Geistesknechtschaft zu besiegen. In diesem Sinne erschienen einige Aufsätze über das bevorstehende Concil in der „Augsburger allgemeinen Zeitung", die durch die Gediegenheit des Inhalts, wie durch die maßvolle Darstellung vielfaches Aufsehen erregten; man verlangte den besondern Abdruck, statt dessen traten sie in einer Erweiterung an's Licht, welche an der Hand der Geschichte mit staunenswerther Gelehrsamkeit darlegte, wie die päpstliche Unfehlbarkeitslehre im Widerspruch mit der Bibel, mit älteren Concilsbeschlüssen stehe, wie sie keineswegs immer und überall geglaubt worden sei noch werde, und darum trotz aller Fälschungen und Intriguen, durch die seit Jahrhunderten sie vorbereitet oder verbreitet werde, doch niemals Dogma werden könne. Das Buch hieß bekanntlich: Der Papst und das Concil von Janus. Ein Münchner Witzblatt zeichnete diesen Janus mit dem doppelten

Angesicht, dem älteren, das in die Vergangenheit, dem jüngeren, das in die Zukunft blickte, jenes mit Döllingers, dieses mit Hubers Zügen.

Während des Concils entfaltete Huber eine rastlose journalistische Thätigkeit. Er rief die „Stimmen aus der katholischen Kirche," eine Reihe von Flugschriften in's Leben, und schrieb dafür über Papstthum und Staat, über die Freiheiten der französischen Kirche. Er beförderte die berühmten Concilsbriefe an die „Allgemeine Zeitung", die scheinbar von Rom aus den Römlingen zum Trutz fortlaufend veröffentlicht wurden. Vergeblich, daß die päpstliche Polizei heute einen Gelehrten, morgen einen Journalisten auswies und die Post überwachte. Auf den mannigfachsten Wegen floß durch Geistliche und Laien, durch Deutsche, Engländer, Franzosen, durch Männer und Frauen das Material in München zusammen, wo es combinirt, gesichtet und besprochen ward; Huber's Feder war dabei so rasch wie unermüdlich. Da geschah das Unerwartete. Die meisten deutschen Bischöfe protestirten, verließen aber Rom vor der Abstimmung, und unterwarfen sich dann nicht blos, sondern forderten auch die Anerkennung des unfehlbaren Papstes von ihrem Klerus. Wir haben im Krieg mit Frankreich viel Glück gehabt, vielleicht ein noch größeres Glück darin, daß die Einigung Deutschlands nicht durch eine Revolution, sondern im Verein von den Fürsten und dem Volke vollzogen und der Kaiser zu Versailles ausgerufen ward; noch ehe die Schwindelperiode darauf folgte und eine Nemesis wachrief, sprachen wir vom Ring des Polykrates; — mich wollte es bedünken, der sei der deutsche Bischofsring gewesen: diese Verleugnung des deutschen Geistes, diese Selbstverknechtigung des Klerus gerade zur Zeit, wo das Reich siegreich neu aufgerichtet ward!

Huber und seine theologischen Freunde unterwarfen sich nicht; sie retteten ihre und die nationale Ehre, so viel an ihnen war. Er entwickelte jetzt in heiligem Zorn und in ernster Sache ein Agitations- und Organisationstalent, das er seither wohl in Universitätsangelegenheiten oder als Leiter und Gründer einer heitern Gesellschaft Aula gezeigt, wo Männer der Wissenschaft und Kunst mit ihren Familien sich zwanglos zusammenfinden; da bewahrte er auch in trüben Stunden seinen Humor, wie sein poetisches Talent in launigen Preisgedichten an Universitätsfesten hervortrat. Jetzt war es, wie Friedrich bestätigt, ihm zu danken, daß die Opposition gegen das Concil nicht auf eine literarische Fehde beschränkt blieb, sondern in das öffentliche Leben hinübertrat. Er berief eine Versammlung angesehener Männer aus allen Kreisen, und legte mit feuriger Rede ihr eine Erklärung vor, die als die Münchner Museumsadresse nach dem Ort der Unterzeichnung bekannt geworden und den Anstoß zur Gründung der altkatholischen Gemeinde gab. An den König gerichtet erbat sie das Verbot, die neue Lehre in den öffentlichen Bildungsanstalten zu verbreiten, erbat sie Abwehr ihrer gefährlichen Folgen und eine neue gesetzliche Regelung der Verhältnisse von Staat und Kirche. Als der Erzbischof von München nun in einem Hirtenbrief gegen Huber sich vernehmen ließ, antwortete dieser mit einer an Lessing erinnernden Schneidig-

keit. Er antwortete weiter damit, daß auf seinen Betrieb der Altkatholikencongreß in München zusammentrat. Und er besuchte nicht blos als stets gefeierter Redner die folgenden Congresse, er hielt auch regelmäßige Monatsversammlungen der Altkatholiken in München, in denen er die socialen, politischen und religiösen Fragen der Zeit besprach und mit seinen Freunden zur Erörterung brachte. Wohl sah er mit Schmerz, wie alle Begabung und aller Eifer des Einzelnen von der Strömung des öffentlichen Geistes getragen sein müsse, wenn sie Erfolg haben solle; — der Stein im Sumpf macht keine Ringe, hat einmal Goethe bitter gesagt; wohl fühlte er das Halbe, das darin lag, nur gegen ein neues Dogma zu protestiren und so vieles unglaublich gewordene Andere bestehen zu lassen; er hatte von Anfang an den Fortschritt der Bewegung geglaubt, die zu einer zweiten, der Bildung der Gegenwart entsprechenden und sie mit dem Christenthum versöhnenden Reformation in Deutschland geführt werden sollte; aber wie gering auch der äußere Erfolg war, er hielt treulich aus bei der einmal erhobenen Fahne, und hat sie unversehrt bewahrt, bis sie aus der Hand des Sterbenden sank. Als Mann der Wissenschaft schrieb er das Buch: Der Jesuitenorden nach Verfassung, Doctrin, Wissenschaft und Geschichte, — das Beste was wir über diesen Gegenstand haben. Es beruht auf gründlichen Quellenstudien, hebt neben dem dunklen Schatten auch die Lichtseiten des Ordens hervor, und würdigt ihn im historischen Zusammenhang unbefangenen Muthes. Eine französische Uebersetzung hat rasch vier Auflagen erlebt. Bismarck dankte dem Verfasser für seine verdienstvolle Förderung der guten Sache, und nannte die deutsche Wissenschaft die mächtige Bundesgenossin der Reichsregierung im Kampf für Frieden und Glaubensfreiheit gegen hierarchische Anmaßung. Huber's altkatholische Genossen wünschten 1875 seine Wahl in die bayrische Kammer, aber am Tage der Entscheidung wollte er sich der Parteischablone nicht fügen, zum voraus sich an Clubbeschlüsse nicht binden, und darum blieb er in der Minderheit. So war der philosophische Katheder der Universität und Militairakademie auch fernerhin seine Tribüne, und den Drang nach größerer Oeffentlichkeit mußte die Presse befriedigen; so schmerzlich es ihm anfangs fiel, es war besser so; in einer Kammer wie die gegenwärtige würde er wenig erreicht haben, nicht einmal Befriedigung des Ehrgeizes.

Neben der Thätigkeit im Gebiete des Altkatholicismus, die dem Kampf gegen die Hierarchie und der Vertheidigung der Geistesfreiheit gewidmet war, richtet sich die schriftstellerische Wirksamkeit Huber's gerade wie zur Ergänzung vornehmlich gegen den theoretischen und praktischen Materialismus, gegen die Dogmatik des Unglaubens und die Leugnung der sittlichen Welt, wie solche in unseren Tagen aus dem Salon in die Kneipe hinabgestiegen ist, bei der Halbbildung seelenverwüstend wirkt und bereits zu frevelhaften Unternehmungen ausgeschlagen ist, die das Publikum, das über Schwarzseherei die Achseln zuckte, denn doch aus seiner Gleichgiltigkeit aufschreckten und nachdenklich machten. In der Regel waren es größere Aufsätze in der Beilage der „Allgemeinen

Zeitung", die dann Huber zu Flugschriften erweiterte. So 1871 über die Lehre Darwins, wo er die Idee der aufsteigenden Lebensentwicklung freudig annahm, aber auch nachwies, wie der Uebergang aus einer Thierart in die andere keine beobachtete Thatsache sei und nicht durch die natürliche Zuchtwahl und den Kampf um's Dasein allein erklärt werden könne, sondern innere Anlagen und Bildungsgesetze verlange, die wiederum über den Stoff und die blindwirkenden Kräfte hinaus auf eine weltdurchwaltende Vernunft und auf Ideen hinweisen. Das Jahr 1875 brachte eine Beleuchtung von Häckels natürlicher Schöpfungsgeschichte, besonders um den Unterschied von Thier und Mensch nicht verwischen zu lassen. Der alte und der neue Glaube von Strauß und E. v. Hartmann's Selbstzersetzung des Christenthums führten 1873 und 1875 zu Erörterungen über die Religion mit den „Gebildeten unter ihren Verächtern", wie wir in der Erinnerung an Schleiermacher sagen können. Gerade weil Huber die großen Verdienste von Strauß als theologischem Kritiker wie als Biograph von Hutten anerkannte und dessen Darstellungsweise bewunderte, that es ihm weh, daß derselbe in seinem letzten Buch von der philosophisch so viel höheren und tieferen Auffassung der Dinge zu Flach- und Plattheiten auf dem Gebiete der Natur und Geschichte herabgesunken war, die bei dem wohlverdienten Ansehen des Verfassers nun von den seichtesten Köpfen als moderne Weisheit weitergetragen wurden. Schon in seinen „Studien" hatte Huber dargethan, wie in Christus das Idealbild des Menschen in seinem Verhältniß zu Gott realisirt sei, wie er als sittlicher und religiöser Genius die Einigung des menschlichen Wesens mit dem göttlichen lebendig darstelle.

Wieder auf Seite der Naturwissenschaft standen zwei Schriften: Die Forschung nach der Materie (1877) und die Philosophie der Astronomie (1875); diese ein Blick auf das Weltganze und seine Entwicklung im Anschluß an die neueren Entdeckungen und Theorien, jene ein Blick in das Innere, die Atome, die als wirkende Kräfte die Materien hervorbringen, und von Huber mit Zöllner und Häckel als strebend und empfindend angenommen werden. Das Objective, das Handgreifliche, Stoffliche, Massige ergibt sich als das Phänomen der Bewegnung und Wechselwirkung von aufeinanderbezogenen Kräften: „indem Hülle um Hülle vor dem innersten Kern des Universums sinkt, erweist sich der Schein der Materie nur als der Schleier der Isis, hinter welchem der absolute Geist als der alles Bedingende und Allgegenwärtige offenbar wird."

Die Art und Weise wie in einigen neueren Schriften den sittlichen Ideen Hohn gesprochen, der Unterschied von Gut und Böse, die Freiheit verleugnet und die Selbst- und Genußsucht gepredigt ward, veranlaßte Huber zu einer Darstellung der sittlichen Welt mit Bezug auf die größten Dichter und Denker des Alterthums wie der christlichen Zeit in einer Erörterung der ethischen Frage (1875). 1876 wog er Recht und Unrecht des Pessimismus gegeneinander ab, und zeigte, wie gerade die Noth und der Schmerz des

natürlichen, sinnlichen Lebens uns zur Erhebung in das geistige, sittliche, in die Freiheit und den Frieden des Ideenreichs leiten.

Die Schrift über das Gedächtniß (1878) sollte mit einer andern über den Traum und mit der in diesen Blättern veröffentlichten Abhandlung über die Erscheinungen und Theorien des Spiritualismus einen Band psychologischer Betrachtungen bilden, dann wollte Huber daran gehen, die Grundzüge eines Systems der Philosophie zu entwerfen, für das all diese Einzeluntersuchungen wieder Bausteine geliefert hätten. Für das Gedächtniß reichen, wie er darthut, die Spuren und Residuen früherer Wahrnehmungen im Gehirn nicht aus; denn wenn Eindrücke wiederkehren, wenn wir uns an Vorstellungen erinnern, so muß die Subjectivität im Act des Wiedererkennens aus sich das Wissen erzeugen, daß diese Vorstellung ihr schon einmal gegeben war. „Nicht eine objective Gehirnspur kann wissen und urtheilen; das kann nur die Subjectivität, darum ist die Erinnerung ihre That." Aus dem Aufsatz über moderne Magie werden die Leser ersehen, wie vorurtheilsfrei und unbefangen Huber den Dingen nicht aus dem Wege, sondern entgegen ging, fern von Köhlerglauben und Köhlerunglauben, stets um Erkenntniß der Wahrheit bemüht.

Er klagte mir, daß ihm dieser Aufsatz, den er im Laufe des Winters schrieb, ungewöhnlich schwer falle. Sein Arzt mahnte zur Ruhe; er sollte die Vorlesungen einstellen; er unterbrach sie kurze Zeit, um sie dann mit dem Aufgebot der letzten Kraft zu Ende zu führen. Nun verließ er einige Tage lang sein Zimmer nicht mehr, und wie er am Abend des 19. März sanft entschlummert war, stand das Herz still; es war übergroß geworden, die Klappen schlossen nicht mehr. „Wie wenn er eben glücklich am Schlusse eines Gedankenganges angekommen wäre, so ruhig vor sich hinblickend lag er da," als die Seinen, die Freunde nach Tagesanbruch an sein Bett traten. Er hat einen guten Kampf gekämpft, ein Mann mehr des Lebens als der Schule, der sich von der äußeren Autorität befreite und der inneren Autorität des sittlichen Selbstbewußtseins, der Vernunft und des Gewissens unverbrüchliche Treue hielt.

Der dreißigjährige Krieg und die deutsche Literatur.

Von

Ludwig Geiger.

— Berlin. —

Auf einer der letzten Berliner Kunstausstellungen wurde meine Aufmerksamkeit durch ein Bild erregt, das Gustav Adolf's Landung an der pommerschen Küste darstellte. Denn was die Kritik auch sagen mag, um der That des schwedischen Heldenkönigs ihren idealen Schimmer zu nehmen, und seinen Zug nach Deutschland als einen Act politischer Berechnung zu erklären, man wird nicht aufhören, in ihm den Märtyrer zu sehen, wird sich ihn gern vorstellen als einen frommen Helden, der beim Betreten des Landes, das ihm ein heiliges dünkt, das Kniee beugt und das Haupt entblößt, in dem Gedanken, ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun. So zeigt sich ein freundlicher Strahl aus dem Dunkel jener dreißigjährigen Leidenszeit; bietet die ganze Epoche ein gleich erfreuliches Bild?

Der dreißigjährige Krieg bringt eine Periode zum Schluß und beginnt eine andere. Noch einmal ringen in fürchterlichem Kampfe zwei Paare gewaltiger Gegner mit einander: Protestantismus und Katholicismus heißt das eine, Fürsten- und Kaisermacht das andere, jenes, das schon manchmal auf Tod und Leben gestritten, vereinigt sich dahin, von nun an äußerlich verträglich nebeneinander zu leben, dieses, das bisher dem Kaiser die Gewalt überlassen, entschließt sich, die Fürsten als fast ebenbürtig anzuerkennen. Bis es zu diesem Resultate gelangt, gleicht Deutschland dreißig Jahre lang einem wilderregten Meere, das unter seinen hochgethürmten Wogen Leichenhaufen begräbt und die stolzesten Schiffe in erbärmliche Trümmer verwandelt.

Kann ein Krieg, der solche Wirkungen hervorruft, eine Literatur erzeugen, kann er die Fortexistenz einer bestehenden gestatten? Man sollte meinen, daß das alte Wort: Inter arma silent musae, wenn es überhaupt richtig

ist, ganz besonders für diesen Krieg paßt, daß er, der die Cultur des Bodens auf Jahrzehnte vernichtete, auch die Pflege des Geistes hemmte und störte. Doch dies ist nicht der Fall: die geschichtliche Entwicklung kann nicht gestört, die Literatur kann wol zu minder vernehmlichem Reden, aber nie zu völligem Schweigen gebracht werden. Indessen an mannigfachen Einwirkungen des Krieges fehlt es nicht: der Druck, der auf den Geistern lastet, hindert das freie Aussprechen des Gedankens, das Eindringen der Fremden, besonders der Franzosen, bringt fremde Elemente in das deutsche Geistesleben. Zu diesen Merkmalen der Literaturepoche des dreißigjährigen Krieges kommen andere, welche dem 17. Jahrhundert im Allgemeinen angehören: das einseitige Werthlegen auf die Form, deren kunstvolle oder gekünstelte Gestaltung für die Armuth des Inhalts entschädigen soll, das Hervordrängen des gelehrten Elements, das den frischsprudelnden Quell der Volkspoesie trübt oder durch Gestrüpp und Geröll seine freie Bewegung hemmt.

Trotzdem wir diese Mängel erkennen, werden wir uns hüten müssen, die ganze Zeit zu verdammen. Vielmehr gilt es hier wie bei allen geschichtlichen Ereignissen, das Einzelne zu prüfen und nach einer Erforschung der besonderen Momente ein allgemeines Urtheil zu fällen, nicht aber nach vorgefaßten Meinungen über Personen und ganze Zeiten zu richten.

Daher darf man Martin Opitz (1597—1639) nicht blos als eine literarische Curiosität betrachten, sondern muß versuchen, ihn nach seinen Schöpfungen im Verhältniß zu seiner Zeit zu würdigen.

Opitz' Hauptbedeutung liegt in seiner kleinen Schrift: „Von der deutschen Poeterei", die, wie er selbst sagt, in wenigen Tagen entstanden und, wie wir wissen, mit Zugrundelegung eines Buches von Ronsard gearbeitet ist. In dieser Schrift spricht Opitz drei für den Dichter giltige Grundsätze aus, 1. er müsse sich die Alten zu bestimmten Vorbildern wählen, 2. er müsse nach bestimmten Vorschriften dichten, unter denen die wichtigste, daß er den Silben nach ihrer Betonung einen verschiedenen Werth zu geben habe, 3. er müsse sich der deutschen Sprache bedienen und deutsche Gesinnung in sich und in den Lesern nähren; Grundsätze, welche von ihm und seinen Genossen treu befolgt, eine neue Epoche der deutschen Poesie hervorriefen.

Opitz begnügte sich indeß nicht mit dem Aussprechen von Theorieen, sondern versuchte sich auch in der Praxis, freilich mit geringerem Erfolge. Denn in allen seinen zahlreichen poetischen Werken, lyrischen Gedichten und Dramen, Lehrgedichten und Beschreibungen zeigt er wohl Verstand, aber eine Phantasie, legt er übergroßes Gewicht auf die Form und prunkt mit einer oft übel angebrachten Gelehrsamkeit. Er zeigt nicht selten gewandte Verse und eine Spur von guter Gesinnung, am meisten in den „Trostgedichten in Widerwärtigkeiten des Krieges", wo neben allen historischen und philosophischen Reminiscenzen der gewaltige Gegenstand ihm manch männliches Wort entlockt, aber niemals und nirgends zwingt er uns zu dem Bekenntniß, daß wir einen bedeutenden Dichter vor uns haben.

Opitz hat neben so manchem Anderen, das er in Deutschland schuf oder durch seine Autorität mit einer Bedeutung umkleidete, die es früher nicht besessen und auch nicht verdient hatte, die Gelegenheitsdichtung zu hohen Ehren gebracht. Nicht jene, an welche Goethe denkend, den oft angeführten Satz ausgesprochen, daß jedes gute Gedicht ein Gelegenheitsgedicht sein müsse, dessen Wesen darin besteht, daß der Dichter zur passenden Zeit das passende Wort sage, daß er nur solche Gefühle ausspreche, die wirklich in ihm leben, daß er Vorgänge der Außenwelt nur dann feiere, sobald er innerlich an ihnen betheiligt ist, sondern jene, die dem wahren Poeten immer am schlechtesten gelang, und dem schlechten stets am besten aus der Feder floß, die auf Bestellung oder nach Bezahlung Thaten feierte, die den Versmacher nichts angingen, Persönlichkeiten pries, denen gegenüber er nur in dem Verhältniß eines Nehmers zum Geber stand.

In jenem Jahrhundert nun war der Lobdichter Theilhaber einer Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit: feierte er Viele im Liede, so wurde er selbstverständlich bei passenden Gelegenheiten gleichfalls angesungen; Opitz, der am kräftigsten Lobende, war darum auch der am meisten Gelobte. Als er starb, trauerte ganz Deutschland; unter den Dichtern, die ihn lobten, war keiner eifriger, keiner aufrichtiger, als Paul Fleming. In vier Gedichten hat er seinem, Deutschlands, Europas Schmerz um den Verlust Ausdruck gegeben, sich beklagt, daß er in der Fremde ein solches Ereigniß erleben müsse, mit Deutschland getrauert, daß es durch diesen Todesfall aus der Reihe der bestimmenden geistigen Mächte geschwunden sei, Europa bejammert, daß ein Mann geschieden sei, welcher der ganzen Welt Glanz und Ansehen verliehen habe.

Daß Opitz solches Lob nicht verdient, wissen wir; woher kam es, daß Fleming solches spendete? Schlechte Absichten verfolgte er dabei nicht, unüberlegt gehandelt zu haben, kann er nicht beschuldigt werden; sein Lob fließt vielmehr aus derselben Quelle, aus der das Lob Redlichdenkender so mancher Zeiten entströmt; aus dem pflichtgemäßen Beugen vor der Autorität, aus der scheuen Verehrung eines bestimmt erkennbaren, äußerlich sichtbaren Erfolges. Denn in diesem war Opitz Allen überlegen. Was er gefunden hatte — der glückliche Griff einer müßigen Stunde, das schnell gewonnene Resultat einer scharfsinnigen Ueberlegung, das brach sich rasch und überallhin Bahn; es war äußerlich, nothwendig, konnte von dem mittelmäßigsten Kopfe angewendet werden: lauter Bürgschaften für einen ungeheuern Erfolg.

Opitz wurde Schulhaupt, Parteiführer, Jeder wünschte, ihn zu verpflichten und hütete sich wohl, es mit ihm zu verderben; Fleming war ein Mann für sich, wer ihn ignorirte, kam weder in Acht noch in Bann. Und doch wie unendlich hoch steht Fleming über Opitz. Dieser, nach Ehre und Würde geizend, Berühmtheiten aufsuchend in allen Landen, um von ihrem Glanz einen Schimmer für den eigenen Ruhm zu erhaschen; Jener, mit Wenigen bekannt und denen, die er kennt, willig sich unterordnend, nicht

darauf achtend, ob er durch ihren Ruhm dem eigenen Namen Ehre und Vortheil gewinnt. Opitz begiebt sich in Dienstbarkeit, wirft die äußere Freiheit weg, weil ihm die Empfänglichkeit für die innere abgeht, ist Lehrer, Hofdichter, Secretär, Gesandter; immer aber Schmeichler, von der Gunst emporgetragen und von der Ungunst herabgeworfen; Fleming behagt sich nur in der Freiheit und sehnt sich nach einem Berufe, in dem er, von den Hohen unabhängig, der Wissenschaft und ihrer Ausübung leben kann. Fleming fühlt sich nur wohl, wenn er, ganz unähnlich den Meisten seiner Zeit, in gemischter Gesellschaft, zwar im Dienste eines Fürsten, aber entfernt von ihm, ohne den lästigen Zwang der Hofetikette in fremden Ländern umherschweifen kann; Opitz hat wohl die pflichtmäßige Reise unternommen, die ein Jeder machen mußte, der im 17. Jahrhundert auf den Namen eines gebildeten Mannes Anspruch zu erheben trachtete, aber sonst hütet er sich vor Reisen in unbekannte Gegenden ebenso sehr, wie vor dem Umgange mit Menschen ohne Titel und Würden, denn diese mochten für seine Lieder, jene für seinen Namen nicht genügendes Verständniß besitzen oder Anerkennung gewähren. Und weil Opitz überall, wohin er kommt, nur sich sucht, vermag er Menschen und Dinge außer sich nicht recht zu betrachten: seine Beschreibungen von Gegenden, seine Schilderungen des Landlebens sind platt und nüchtern, sie lassen weder den geschilderten Gegenstand gebührend hervortreten, noch die Individualität des Dichters erkennen; bei Fleming gewinnt Alles Leben: wir durchwandern mit ihm Rußland, wir lernen fremde Menschen kennen, und fremde Gewohnheiten, wir sehen das Schiff schaukeln auf unbekannten Gewässern und erleben mit dem Dichter schwere Gefahren. Und wie die Fähigkeit des äußern Darstellers, so war das innere Leben, das Empfinden bei beiden Männern verschieden. Opitz, der heute dieser, morgen jener politischen Partei diente, der, obwohl Protestant, katholische Fürsten verherrlichte und seine eigenen Glaubensgenossen angriff; der, obwohl Deutscher, den König von Frankreich rühmte, vermochte weder eine bestimmte politische noch religiöse Gesinnung zum Ausdruck zu bringen; Fleming blieb, obgleich ihn seine wissenschaftliche Richtung vom Religiösen eher abzog, als zu demselben hintrieb, ein wackerer Protestant, der, ohne streitsüchtig zu werden, seine Gesinnungen vertheidigte, so oft es Noth that und verharrte stets, obgleich er meist im Auslande lebte, in seiner innigen Liebe zum Vaterlande. Beide haben von Liebe gesungen; aber wie weit steht der, der nur von Liebe spricht, hinter dem zurück, der Liebe wahrhaft empfindet. Von Opitz wissen wir, daß er in seinen jungen Jahren an lockerem Leben Gefallen fand, daß er fast vierzigjährig einem Mädchen von noch nicht 15 Jahren die Hand bot, aber seine Liebesklagen und Geständnisse an Phyllis, Asteria, Galathea, Flavia, Dorinde u. A. m. sind leer, weil sie keiner wahren Empfindung entsprechen; was Fleming von Liebe gesungen, angeregt durch eigene Stimmung trübe und selige, das klingt noch heute wieder und findet in unserm Herzen eine sichere Stätte.

Die Nachwelt, von der man behauptet, daß sie gerecht richtet, hat hier ihres Amtes seltsam gewaltet: Opitz hat stets und überall hohen Ruhm genossen, Fleming wird nur von einer kleinen Gemeinde gekannt und geehrt; von Opitz weiß jeder Schulknabe, daß er der Regenerator der deutschen Poesie gewesen, von Fleming wußte Goethe nur zu sagen, daß seine Werke in Franzband, ehrenvoll mit goldverzierten Rücken in seines Vaters Büchersammlung standen, und doch war Opitz ein feiler Verskünstler, Fleming ein charaktervoller Dichter.

Ein Dichter der Liebe und des Vaterlandes, in einer Zeit, in welcher der Haß des Einen gegen den Andern gepredigt und die Vaterlandslosigkeit fast zum Dogma erhoben war. Von seiner Jugend an hat er die Liebe gepriesen und wenn er auch die Unsitte seiner Genossen, den von ihnen Besungenen Schäfernamen zu geben, beibehielt, so zwang er sich doch niemals zu verlogenen Empfindungen. Er mag mit Petrarca verglichen werden, nicht blos, weil er, gleich Jenem, die Sonettenform unter seinen Genossen als einer der Ersten und Geschicktesten handhabt, sondern weil er, wie der italienische Meister, in der Wollust des Schmerzes, in hoffnungsloser Resignation sich am wohlsten fühlt.

Auf seiner Reise nach Asien, die er (1633) mit der Gesandtschaft des Herzogs von Holstein-Gottorp machte, lernte er in Reval die ältere Tochter Elise eines angesehenen Bürgers Niehusen kennen und lieben. Aber das Verhältniß dauerte nicht lange. Schon auf seiner Reise mußte er hören, daß Elise einem Andern ihre Hand gereicht habe und, lange untröstlich über diesen Verlust, entschloß er sich endlich, sich mit ihrer jüngeren Schwester Anna zu verloben, die er freilich, durch einen zu frühen Tod überrascht, auch nicht heimführen konnte. In zahlreichen Gesängen besang er die beiden Mädchen, pries das Glück der Liebe, und beklagte das Unglück derselben, beschrieb und verherrlichte die Gunstbeweise der Geliebten, die geringfügigen Vorgänge seines Liebelebens und schilderte mit traurigem Behagen ihre Untreue und seinen Schmerz, ihre leichte Auffassung der Lebensverhältnisse und seine schwermüthige, ihn und Andere bedrückende Betrachtungsweise. Denn er fühlt sich niemals wohl. Wenn er von der Liebe gefesselt ist, sehnt er sich, da er doch den Unbestand des Mädchens voraussieht, nach der Freiheit, und hat er diese erlangt, so möchte er wieder in Banden sein, oft weiß er nicht, ob er lachen oder weinen solle.

Ich schlaf', ich träume bei dem Wachen,
Ich ruh' und habe keine Ruh',
Ich thu' und weiß nicht was ich thu',
Ich weine mitten in dem Lachen,
Ich denk', ich mache dies und das,
Ich schweig', ich red' und weiß nicht was.
Die Sonne scheint für mich nicht helle,
Mich kühlt die Gluth, mich brennt das Eis,
Ich weiß und weiß nicht, was ich weiß,
Die Nacht tritt an des Tages Stelle,
Jetzt bin ich dort, jetzt da, jetzt hier,
Ich folg' und fliehe selbst vor mir.

Aber aus dieser unbehaglichen Stimmung reißt er sich selbst durch den Gedanken an ein Höheres: an die Gottheit und an das Vaterland.

Fleming besitzt ein kindlich-frommes Gemüth. Er hat nicht blos in jenem allbekannten Liede: „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten rathen" das beständige Vertrauen auf Gottes väterliche Fürsorge ausgesprochen, sondern in vielen anderen, die theils durch seine gefahrvolle Reise, theils durch sein Liebesunglück, theils durch die elende Lage des Vaterlandes veranlaßt waren, seine Ueberzeugung von Gottes Macht und von der Nothwendigkeit seines baldigen Eingreifens in die irdischen Dinge verkündet.

Die Geschicke des Vaterlandes verfolgte Fleming von der Fremde aus theilnahmsvoll und in schmerzlicher Erregung. Grade in der Fremde konnte er erkennen, wie sehr der deutsche Name an Herrlichkeit verloren, von hier aus konnte er seine Wünsche, daß Ruhe und Frieden bald eintreten möchten, um das Gedeihen des Ganzen zu fördern, aussprechen, ohne in das Getriebe der Parteien einzutreten, er konnte seine Liebe und seine Sehnsucht nähren, ohne durch den Anblick des Jammers und des Elends stets erschreckt zu werden.

Unter den Männern, von denen er die Erhebung des Vaterlandes am ehesten hofft, steht Gustav Adolf in erster Reihe. Aber in den ihm gewidmeten Gedichten erhebt er sich nicht über das Maß des Gewöhnlichen und theilt hierin das Loos der meisten Volks- und Kriegsliederdichter jener Zeit. Sie alle nämlich leiden an gemeinsamen Mängeln, welche das Volkslied des 17. Jahrhunderts von der Höhe, die es im 16 Jahrhundert erreicht hatte, herabschleudern. Die Lieder entspringen erstens nicht mehr aus der Mitte des Volks, sondern verdanken ihren Ursprung gelehrten Leuten, die nicht im Tone des Volkes reden, ihre Sprache vielmehr mit fremden Wörtern überreich beladen; sie vertreten zweitens nicht mehr die Gesammtheit, die sich eines Sinnes fühlt, sondern eine der streitenden Parteien; sie sind drittens nicht mehr sangbar, weil der Dichter nicht mehr der Sänger ist, oder sind auf fremde Melodien gepfropft so daß der Zusammenhang zwischen Wort und Lied zerrissen ist; sie sind viertens nicht mehr Ausdruck eines Gefühls, einer Empfindung über Ereignisse, sondern wortreiche, mit Erwägungen überladene Berichte von denselben. Nur in einer Beziehung sind die Volkslieder des dreißigjährigen Krieges denen des 16. Jahrhunderts ähnlich, darin nämlich, daß sie sich bestimmte Lieblinge erkiesen. Wie im 16. Jahrhundert Maximilian I. und Ulrich von Würtemberg die Helden, so ist nun Gustav Adolf der Abgott. „Als Held aus dem Norden", als „Agathander" wird er gepriesen, als Herkules, der die Ungeheuer, die sich ihm widersetzen, vernichtet, als Bräutigam, der seine sehnsuchtsvolle Braut endlich beglückt, auch scherzhaft wird er „des heiligen römischen Reiches Lichtputzer", „der Arzt, der den Bandwurm von Liga tödtet", „der Jäger der Breitenfeldischen Schweinhatz" angeredet. Man verherrlicht seine Thaten, seine Siege, man will an seinen Tod mitten in der siegreichen Schlacht nicht glauben, und kann sich, nachdem das traurige Gerücht zur Wahrheit

geworden, nicht genug thun in Wehklagen über das hilflose Deutschland, über die vaterlosen Waisen, in Verwünschungen der Feinde.

Diese Feinde nun, sollte man denken, hätten auch ihrerseits ihren Helden erhoben, man möchte den Liedern zu Ehren Gustav Adolf's Triumphgesänge Wallenstein's gegenüberstellen; aber man wird schwerlich solche finden. Wenn auch Tilly und Pappenheim, Churfürst Maximilian von Baiern und der Kaiser ihre Lobredner erhalten, Wallenstein erlangte unter den Sängern keinen Verehrer, sondern Neider und Feinde und statt des Zweifels an seinem Tode, wurde schon bei seinen Lebzeiten folgende Grabschrift bekannt:

Hier liegt der Wallenstein ohn' Fried,
Des Reiches Fürst und doch kein Glied,
War ohne Schiff ein Admiral,
Und ohne Schlacht ein General,
Ein Landsaß ohne Herzogstand,
Ohn' Kopf ein Herr in keinem Land,
Gut römisch und ein Mameluck,
Aufrichtig, voll der Untreu Stuck,
Mit Krieg im Sinn ein Friedemann,
Voll süßer Worte ein Tyrann,
Wollt endlich mehr als Kaiser sein,
Büßt drüber mit einander ein
Leib', Ehr' und Gut, fast Seel' dazu, —
Ei, seht doch, was die Ehrsucht thu'.

Gewiß war Wallenstein, als dieses Lied erschien, schon von der Höhe seiner Macht herabgestiegen, denn das Volkslied beugt sich auch in jener Zeit dem Erfolge, schmeichelt dem Mächtigen und höhnt den Besiegten. Diese Tendenz des Volkslieds tritt deutlich in den Gesängen hervor, welche zwei bedeutenden Ereignissen jener Zeit gewidmet sind: der vergeblichen Berennung Stralsunds und der furchtbaren Belagerung und endlichen Zerstörung Magdeburgs. Jene Stadt, mit einem Sonnenstrahl verglichen, wird verlacht, da zuerst ihre Anstrengungen gegen den gewaltigen Friedländer unmächtig erscheinen und später gerühmt, da sie, durch günstige Umstände unterstützt, ihrem Feinde sich gewachsen zeigt; diese, als Mädchenburg oder Jungfrau bezeichnet, zuerst wegen ihrer Sprödigkeit gepriesen, mit der sie in Erwartung des wirklichen Bräutigams (Gustav Adolf) den ungestümen Bewerber (Tilly) abweist, sodann aber als leichte Dirne verhöhnt, die den Lockungen des Verführers erlegen ist.

Schon in diesen Liedern, noch mehr aber in denen, welche es mit dem böhmischen Königthum des Pfalzgrafen Friedrich, und mit der hundertjährigen Gedenkfeier der Augsburger Confession zu thun haben, zeigt sich die Neigung der Dichter, nicht blos zu schildern und zu erzählen, sondern zu erbauen und zu strafen, der Ansatz zu zwei damals sehr eifrig gepflegten Dichtungsarten: dem geistlichen Lied und der Satire. Der Zahl der Pfleger beider Dichtungsarten entsprach leider die Qualität der Gedichte nicht. Auch hier, welch ein Abstand gegen die Dichtungen des 16. Jahrhunderts.

Diese sind individuell gefärbt, zeigen uns wahrhaft dichterische Persönlichkeiten und lassen uns die Veranlassungen erkennen, durch welche die Gedichte entstanden, die des 17. Jahrhunderts sind meist ohne jede eigenthümliche Färbung, schablonenartig, so daß weder Dichter noch Veranlassung erkennbar ist. Damals haben die Dichter noch ein Bewußtsein von sich, sie schleudern Worte kraftmüthigen Zornes gegen ihre Widersacher, gegen die Ungläubigen, ja sie unterfangen sich wohl mit Gott zu hadern und ihm, wenn auch nicht geradezu Vorschriften über die Weltregierung zu geben, so doch Vorstellungen zu machen über manches Uebel, das geschehen, manches Unrecht, das abzustellen ist; jetzt aber wühlen sie mit Behagen in dem Bekenntniß ihrer Sündhaftigkeit, winseln mit erheuchelter Demuth um Gnade und Erbarmen, setzen an die Stelle des wahrhaft erquickenden innern Zusammenhangs, in welchem die Dichter der Reformationszeit sich mit der Gottheit fühlten, süßlichwiderliche Spielereien mit „Lämmlein", „Jesulein", die, mögen die Liebkosungsworte noch so zahlreich sein, kein wahres Gefühl kundgeben; sie ersetzen durch die Zahl der Gedichte, was ihnen an Kraft, an dichterischem Gehalt gebricht.

Eine solche Verurtheilung gilt den meisten Dichtern geistlicher Lieder in jener Zeit, all den Pfarrern und Schulmeistern, die sich für berechtigt und verpflichtet hielten, zu Gottes Lob in Versen zu sprechen, am wenigsten vielleicht zwei hervorragenden Dichtern, Paul Gerhardt und Simon Dach. Beide haben schöne Lieder gedichtet, Zeugnisse wahrer Frömmigkeit und poetischer Empfindung, aber keineswegs alle der Unsterblichkeit würdig, beide sind achtungswerthe, gelehrte, wackere Männer, jedoch nicht frei von seltsamen Eigenheiten. Dach (1605—1659) hat sich sein ganzes Leben hindurch sehr quälen, für seinen Unterhalt Hochzeits- und Leichengedichte machen und sich vor Personen beugen müssen, die weit unter ihm standen, er macht darum manchmal den Eindruck eines Bettelpoeten und kann das warme Wort des Lobes, selbst wenn es wirklich von ihm gefühlt wird, wie für den Kurfürsten von Brandenburg, sein Haus und seinen Staat, nicht immer finden. Paul Gerhardt hat demselben Herrscher gegenüber, den Dach besang, eine Halsstarrigkeit gezeigt, die uns befremdlich ist, dessen Gebot, Schmähungen gegen Religionsverwandte auf der Kanzel zu unterlassen, für unvereinbar mit seiner Ueberzeugung erklärt, und um seinen Standpunkt zu wahren, seine Stellung in der Residenz mit einem Amt in einer Provinzialstadt vertauscht. Beide Dichter hätten, so sollten wir meinen, durch ihre Beziehungen zu dem Fürsten durch ihr Mitanschauen der Schrecknisse des Krieges, Veranlassung genug gehabt, von diesen Greueln in ihren Liedern zu reden, aber sie thun es selten genug, und wenn sie von Zerstörungen und Mord sprechen, so schildern sie so farb- und gegenstandslos, daß man an jeden beliebigen Aufruhr ebensogut denken könnte, wie an den gewaltigen Krieg, der Europa erschüttert, beide haben sie 1648 Friedenslieder gedichtet, aber auch in ihnen erheben sie sich wenig über die conventionellen Phrasen. In den Fällen aber, in

denen sie wirklich von Herzen reden, bewähren sie sich als Dichter: Dach's rührende Bittgebete, zur Zeit seiner Krankheit und bei dem Anblick fremder Leiden entstanden, Gerhardt's jubelnde Dankhymnen für Gottes Güte und seine strafenden und mahnenden Bußgesänge wird man auch heute nicht ohne Erbauung lesen und singen.

Mit der geistlichen Dichtung steht die Satire jener Zeit in engerem Zusammenhang, als man auf den ersten Blick vermuthen möchte, nicht nur dadurch, daß ein hervorragender Satiriker jener Tage Geistlicher ist, der Protestant Balthasar Schupp, sondern auch durch ein inneres Band. Der Pfarrer ist Strafredner seiner Gemeinde, der Theologe überhaupt Strafredner der ganzen Welt. Jemehr sie sich in geistliche Dinge vertiefen, je reiner sie sich das himmlische Leben ausmalen, um so verwirrter, unreiner und hassenswerther schildern sie das irdische Treiben, den Lauf der Welt. Ihn zu ändern versuchen sie zuerst durch Bitten und Ermahnungen, sodann, wenn sie mit diesen nichts ausrichten, durch Ausmalung der Verderbtheit, in welcher sich die Welt befindet, endlich durch satirische Wendung gegen einzelne Personen und Ideen. Aber dieser theologische Anstrich gereicht der Satire nicht zum Nutzen; der Geistliche muß, um wirksam zu sein, die Dinge derber schildern, als sie wirklich sind, er muß den Höllenpfuhl malen, um als Gegenbild das himmlische Paradies erscheinen zu lassen; was er an Deutlichkeit gewinnt, verliert er an künstlerischer Abrundung.

Trotzdem bleibt dem genannten Satiriker Schupp (1600—1661) seine hohe Bedeutung. Er war Pfarrer und fleißiger Schriftsteller und benutzte die Kanzel eben so gern wie den Schreibtisch, um seine Meinung gerade heraus zu sagen und seine Gegner schonungslos anzugreifen. Solcher Gegner hatte er besonders zwei Klassen, die Gelehrten und die sündige Welt. Als Schriftsteller bekämpfte er die ersteren, als Geistlicher die letzteren. Jenen warf er Dünkel und falsche Meinungen vor, verspottete ihre mangelhafte Kenntniß der lateinischen Sprache und ermahnte sie, deutsch zu schreiben, geißelte den Unverstand, den sie in der Behandlung ihrer Untergebenen, der Schüler, zeigten, und die Erbärmlichkeit, die sie in ihrem Verhältniß zu den Höherstehenden kundthaten; diesen hielt er ein Spiegelbild ihres Lebens vor und suchte ihnen „mit Lachen die Wahrheit zu sagen". Denn er liebte es, seine Predigten und Reden mit Witzen und heiteren Anspielungen zu verzieren, die er für wirksamer hielt als ernste Mahnworte, scheute nicht grobe Bemerkungen, besonders über geschlechtliche Verhältnisse, seltsame Ausrufe oder Predigtanfänge, durch welche er Staunen erregen oder die Aufmerksamkeit anreizen wollte, wie er z. B. einmal anhob: „Ich wünsche Euch, daß Ihr alle heut Abend möget zur Hölle fahren," wählte seltsame Themata z. B. über das „Wörtlein Nichts", und konnte heute über das jüngste Gericht, morgen über eine auffällige Stadtgeschichte, die Aufsehen und Aergerniß erregt und ein anderes Mal über tolle Gerüchte predigen, die man gegen ihn ausgesprengt hatte, z. B. darüber, daß aus einer Tonne Bier, die er in seinen Keller gelegt

hätte, Blut geflossen sei. Schupp ist in Manchem das Vorbild Abraham a Santa Clara's geworden, der sein Muster übertrieb und durch diese Uebertreibung an Kunst ebensoviel verlor, wie an drastischer Einwirkung gewann.

Einen allgemeineren Standpunkt als dieser immerhin einseitige Prediger nimmt der Satiriker J. M. Moscherosch (Philander von Sittewald) in seinen „Gesichten" ein. Ihm erscheint in diesem künstlerisch mißglückten und sprachlich nicht genug vollendeten Werke der Zustand Deutschlands, wie er sich während und in Folge des grauenvollen Krieges herausgebildet hatte. Er schildert das rohe Treiben der einheimischen und fremden Soldateska, welche die kriegerischen Tugenden vergißt und nur der Befriedigung ihrer Zerstörungswuth und Beutesucht nachgeht; geißelt das Gebahren der Frauen, die fern von weiblicher Sittsamkeit und Schamhaftigkeit, mit den Männern in Lastern zu wetteifern sich bemühen und Fleiß und Eifer nur in der Herbeischaffung ausländischer, kostspieliger und unzüchtiger Moden beweisen; tadelt das Hofleben, in welchem nur „Ohrenbläser, Fuchsschwänzer und Schalksnarren" herrschen, von wo aus die Laster, unter denen auch das Tabakrauchen genannt wird, nachdem sie gepflegt und großgezogen worden, ihren Siegeszug bis zu dem Volke antreten; und beklagt den Verlust dreier Güter, von deren Wiedergewinn er die Erhebung und Kräftigung des Vaterlandes abhängig macht: die Freiheit der Ueberzeugung und das offene Bekenntniß derselben; die altdeutsche Kraft und Tüchtigkeit die sich in den Kämpfen der Germanen gegen die Römer so glänzend bewährte; die Pflege der deutschen Sprache, ihre Reinhaltung und Säuberung von all den ausländischen Zuthaten, die sich wie die fremden Eindringlinge ins Land, in der Sprache festzusetzen versuchten.

So interessant und wichtig für die Beurtheilung jener Zeit Philander von Sittewald's Gesichte sind, so werden sie wegen der Dürftigkeit der Erfindung, und der Weitschweifigkeit ihrer Darstellung stets Eigenthum der Gelehrten bleiben. Dagegen verdienen die satirischen Schriften zweier anderer Männer: Fr. Logau und Andr. Gryphius die allgemeine Beachtung; die Sinngedichte des Ersteren und das Drama: Horribilicribrifax des Letzteren.

Man wird Gryphius (1616—1664) freilich nicht gerecht, wenn man ihn einen Satiriker nennt, man müßte vielmehr, um seine Bedeutung zu würdigen, seine Dramen und seine lyrischen Gedichte eingehend betrachten. Denn auf beiden Gebieten hat er Erstaunliches geleistet: seine Dramen beweisen eine zu jener Zeit einzig dastehende Geschicklichkeit in Erfindung und in der Behandlung des Stoffes; seine lyrischen Gedichte, besonders seine Kirchhofgedanken zeigen eine Innigkeit der Empfindung und eine Gluth der Sprache, die noch heute ihren Eindruck nicht verfehlt. Und derselbe Mann hat in dem genannten Drama, das zugleich ein hübsches Muster kunstvoll verknüpften Intriguenspiels ist, eine vortreffliche Satire auf einzelne Fehler seiner Zeit geschrieben. Die Abenteurer nämlich, welche theils im Verlaufe des dreißigjährigen Krieges, theils kurz nach demselben Deutschland überschwemmten, treten hier, als seltsame Wesen schon durch ihre komischen Namen: Horribilicribrifax

und Daradiridatumtarides bezeichnet, auf. Sie sind beide feige, aber rühmen sich ihrer glänzenden Kriegsthaten, einfältig, aber prahlen mit ihrem Verstande, sie können keine Sprache richtig sprechen, mischen aber Brocken aus den Sprachen aller Länder, die sie angeblich durchwandert, in ihre Rede und erzeugen dadurch ein fast unverständliches Kauderwelsch, sie sind häßlich und widerwärtig, bilden sich aber ein, durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit Eindruck auf die Frauen hervorzubringen. Diese letztere Einbildung hetzt sie gegen einander: der Eine, der einem schönen Mädchen in unverschämter Weise entgegengetreten war, soll, im Auftrage dieses Mädchens, von dem Andern zur Rechenschaft gezogen werden. Aber zu einem Kampfe kommt es nicht. Denn die beiden Maulhelden erkennen sich grade durch die furchtbaren Drohungen, durch welche sie sich anfänglich gegenseitig zu schrecken versucht hatten, als gleichstehende Genossen und wollen lieber wie ehedem, auch ferner gemeinsam schlechte Streiche verüben, als gegen einander kämpfen. Neben den militärischen Abenteurern steht ein gelehrter Strauchdieb, ein Schulmeister, der keinen Satz sprechen oder schreiben kann, ohne lateinische Floskeln und Reminiscenzen aus seinen gelehrten Studien anzubringen, der aber auch den Lebensgenuß liebt und in den Besitz einer schönen, reichen Frau auf sehr wenig ehrenhafte Weise gelangen will. Wie die Unterredung jener beiden Soldaten, so ist der Liebesbrief des Schulmeisters an seine Dame ein Meisterstück satirisch komischer Darstellung, das uns sehr treu und lebendig Gestalten und Zustände jener Zeit vor Augen führt.

Auch Friedrich von Logau 1604—1655 erkennt die Unsitten und Fehler seiner Zeit und weiß sie mit kurzem, treffenden Wort zu nennen und zu verdammen. Wie Gryphius ist er durch seine Gemüthsstimmung, durch traurige Erfahrungen seines eignen Lebens, durch Krankheiten und Verlust seiner Lieben, durch Unzufriedenheit mit seinem Berufe und endlich durch die wehmüthige Erkenntniß des trostlosen Zustandes Deutschlands und der geringen Aussicht auf eine baldige Heilung traurig und verzweiflungsvoll geworden, er hält die Lage für noch schlimmer als sie wirklich ist. Diese seine Stimmung spiegelt sich in seinen kurzen Sinngedichten wieder, die nach Tausenden zählen und seitdem sie von Lessing hervorgezogen und neuerdings in manchen Ausgaben wiederholt worden, ziemlich bekannt geworden sind. Auch sie dürfen als ein rechtes Erzeugniß des dreißigjährigen Krieges betrachtet werden. Denn so sehr sie auch einzelne Personen und Stände verlachen, welche immer von den Pfeilen der Satire getroffen werden, als Juristen und Aerzte, Höflinge und Priester, so erlangen sie doch erst ihre rechte Kraft, sobald sie das Ganze, das darniederliegende Deutschland und seine Feinde, vor allem die Franzosen, behandeln. Diese zu bekämpfen wird Logau nicht müde, sie darzustellen als diejenigen, durch deren verderblichen Einfluß die deutsche Sprache entkräftet, der deutsche Sinn in falsche Bahnen gelenkt und die alte Sitteneinfalt vernichtet worden sei. Es ehrt ihn, daß er gegen die Alleinherrschaft der französischen Sprache entschieden protestirt, und Kraft

und Herrlichkeit der Deutschen unermüdlich verkündet, es ehrt ihn gleicherweise, daß er, im Gegensatz zu den meisten Schriftstellern jener Zeit, in den Schweden, trotz der religiösen Bundesgenossenschaft, die nationalen Feinde sieht, deren Begehrlichkeit er enthüllt, aber es fehlt ihm zur wahren Größe und zur Erzeugung eines mächtigen, nachhaltigen Eindrucks das wahre Vertrauen in sich und die Ueberzeugung, daß seine Wünsche in Erfüllung gehen müssen. Statt Lebensfreudigkeit predigt er Lebensüberdruß, statt Hoffnung verkündet er Entsagung und als „das Beste in der Welt" bezeichnet er:

Das Beste, was ein Mensch in dieser Welt erlebet,
Ist, daß er endlich stirbt und daß man ihn begräbet.
Die Welt sei, wie sie will, sie hab' auch, was sie will,
Wär' Sterben nicht dabei, so gelte sie nicht viel.

Solche Aussprüche sind begreiflich in einer Zeit, in welcher Leben und Eigenthum gefährdet, Treu und Glauben fast vernichtet sind, aber sie sind nicht im Stande, die im Sinken begriffene Lebenskraft zu erheben.

Wenn die bisher erwähnten Werke die einzigen wären, welche uns, durch Ungunst der Zeiten, aus der Epoche des dreißigjährigen Krieges erhalten wären, so würden wir wol eine Anschauung einzelner Zustände besitzen, aber nicht eine lebendige Vorstellung der ganzen Zeit in ihrer erschreckenden Furchtbarkeit. Eine solche ist uns aber in dem Roman „Simplicissimus" des Hans Jakob Christof von Grimmelshausen erhalten. Der genannte Roman, nicht das einzige Werk unsers Verfassers, sondern das erste in einer ziemlich langen Reihe ähnlicher Schriften, ist freilich erst 20 Jahre nach dem Frieden erschienen (1669), aber es schildert die Zeit des Krieges und lehnt sich an Vorgänge an, deren Zuschauer der Verfasser selbst, bald leidend, bald mithandelnd, war. Seit 1635 nämlich, in welchem Jahre er, der zehnjährige Knabe als Gefangener fortgeschleppt wurde, bis zum Ende des Krieges war er selbst an dem Kriege betheiligt, erst später suchte er sich Kenntnisse anzueignen, begann bald zu schriftstellern und wurde, nachdem er zum Katholicismus übergetreten, 1665 Amtmann zu Renchen. Dieser Uebertritt bedeutet bei ihm keine innere Wandlung, sondern ist ein äußerlicher Schritt, der ihm die Erlangung des Amtes möglich machen soll; trotz der Annahme dieser Religion bleibt Grimmelshausen ein freisinniger Mann, der die Duldung Andersgläubiger vertheidigt, Heuchelei und Scheinheiligkeit verdammt, und die Verderbtheit der Priester auf's Stärkste tadelt. Wie die religiöse, so liebte er die politische Freiheit und trug daher, als diese 1675 durch den Einfall der Franzosen bedroht schien, kein Bedenken, nochmals die Waffen zu ergreifen und gegen die Feinde zu ziehen. Bald nach der Rückkehr aus diesem Kriege ist er am 17. August 1676 und zwar ohne die letzte Oelung gestorben.

Versuchen wir den Inhalt seines hochbedeutenden Romans anzugeben: Melchior Sternfels von Fuchsheim, der Held unseres Romans, ist der

uneheliche Sohn eines vornehmen Herrn und einer vornehmen Dame. Diese seine adelige Abkunft erfährt er aber erst, da er schon herangewachsen ist, durch einen Zufall; seine Kindheit verbringt er ohne jede Erziehung in äußerster Dürftigkeit in einem Dorfe, wo seine Mutter auf der Flucht ihn geboren hatte und bald nach der Geburt gestorben war. Seine Pflegeeltern, die ihn seine Heimathslosigkeit nie fühlen lassen, müssen durch den Krieg Manches leiden, aber sie vergessen alle die kleinen Mühseligkeiten bei den schrecklichen Folgen eines räuberischen Ueberfalls fremder Soldaten, welche in dem Dorfe furchtbar hausen, die Häuser anzünden, die Männer peinigen und an den Weibern ihre rohe Lust befriedigen. Der Knabe, der nichts von dem, was geschieht, begreift, entflieht, da er seine Pfleger in hilflosem Zustande sieht, und weder Kraft besitzt noch Mittel kennt, ihnen beizustehen und kommt, nach längerem Umherirren in einem Walde zu einem Einsiedler. Dieser ist sein Vater, der nach dem Tode seiner Geliebten, von der er nicht weiß, daß sie ihm einen Erben hinterlassen hat, seinem wüsten Leben entsagt hat und in der Stille des Waldes ein frommes, mit den härtesten Entbehrungen verknüpftes einsiedlerisches Leben führt. Er zieht, ohne zu ahnen, wem er diesen Liebesdienst erweist, den Knaben, der von Religion noch keine Ahnung besitzt und der in geistigen Dingen gänzlich verwahrlost ist, sorgsam auf, und hegt ihn mit solcher Liebe, daß er in dem Knaben die zarten Regungen treuer Anhänglichkeit und liebevollster Verehrung erweckt, und durch seinen Tod in der Seele des jugendlichen Genossen ungeheuren Schmerz erregt, aber auch die Sehnsucht hervorruft, in ähnlicher Weise wie der Verstorbene ein gottgeweihtes Leben zu führen.

In diesem Vorsatze jedoch wird der Knabe durch Soldaten gehindert, die in den Wald einbrechend, seine friedliche Ruhe stören und seinem Leben eine neue Richtung geben. Sie führen ihn gefangen nach Hanau, wo der schwedische Gouverneur, ein Herr von Ramsay in seinen Zügen Verwandtschaftliches zu erkennen glaubt — wirklich war die Mutter des Knaben die Schwester des Gouverneurs — und ihn als Pagen annimmt. Hier erhält er nun wegen seiner Einfalt den Namen Simplicius, dem dann, als der Knabe dem inspicirenden General mit irgend einem Familiennamen vorgestellt werden muß, der Name Simplicissimus hinzugefügt wird. Als Page belustigt er durch seine naturwüchsigen, oft drolligen Antworten seinen Herrn und dessen Umgebung und benutzt die Sonderstellung, die ihm bald als eine Art von privilegirtem Spaßmacher eingeräumt wird, dazu, Allen, selbst den Höchstgestellten, und namentlich den Frauen des Hofes derb und rücksichtslos die Wahrheit zu sagen, wird aber auch trotz seiner Jugend in alle Schlechtigkeiten eingeweiht, an denen das damalige Abenteurer- und Soldatenleben reich war.

Den Schweden wird er von den Kroaten geraubt, von ihnen, bei denen er allerlei Hantirung lernt, die ihm später sehr nutzbringend wird, kommt er zu dem geordneten kaiserlichen Heer. Noch immer ist seine Stellung die

eines Narren, aber bereits eines solchen, der nicht in Thorheit befangen närrische Dinge sagt, sondern der die Schwächen der Menschen erkennend die Laster Anderer geißelt. Als solcher wird er auch von dem alten Hofmeister erkannt, der ihm von dem General beigegeben wird, welcher, seine Selbstgespräche belauschend, sein innerstes Wesen ergründet und ihm die Zukunft voraussagt. Aber der Hofmeister stirbt bald eines gewaltsamen Todes, Simplicissimus, seines Narrenpostens entlassen, geräth in eine schlimme Lage, die sich dadurch noch mehr verschlechtert, daß er Weiberkleidung anzieht, durch welche er manchen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen gehofft hatte, und wird aus derselben durch seinen Freund, den Sohn jenes Hofmeisters, Herzbruder, gerettet, mit dem er für das Leben innige Gemeinschaft schließt.

Nun aber sind seine Lehrjahre zu Ende, die Wanderjahre beginnen. Der Jüngling reichen Geistes, wenn auch noch ziemlich reinen Sinnes, tritt in die Welt ein und die finstern Mächte der Welt, die schon früher von ihm erkannt waren, aber ihn zu beherrschen vergeblich versucht hatten, sind nun in ihren Anschlägen auf ihn glücklicher und reißen ihn fort in den Strudel der Lüste und des Verbrechens. So lange der Knabe das Narrengewand trug, war er weise und gut, sobald er die äußerliche Absonderung von den Menschen aufgiebt, vermag er auch nicht mehr, sich innerlich von ihnen, von der allgemeinen Verderbtheit entfernt zu halten.

Er zieht dem Glücke nach. In dieser Jagd hat er in Schönheit und Jugend helfende Göttinnen. Rasch gelangt er zu angesehener Stellung, rasch sammelt er Schätze; da wird er von den Schweden gefangen, zu Nichtsthun verdammt und dadurch den Frauen zugeführt, die bisher in seinem Leben keine Rolle gespielt hatten. Ohne wahre Neigung taumelt er von einem leicht erworbenen Genuß zum andern; als ihm zum ersten Male von der schönen Tochter eines hohen Offiziers Widerstand entgegengesetzt wird, versucht er, nur um seinen Ruhm als Frauenheld nicht schmälern zu lassen, den Widerstand zu brechen, wird aber nun genöthigt, das Mädchen zu heirathen. Doch bald reißt er sich aus dem verhaßten Zwang los. Angeblich um sein Geld zu erheben, das er bei einem Kaufmann in einer größeren Stadt niedergelegt, in Wirklichkeit aber, um seine alte Freiheit wiederzugewinnen, reist er nach Köln, schließt sich hier Abenteurern an und kommt mit ihnen nach Paris. Hier wird er Schauspieler und der Beifall, den er auf der Bühne findet, verschafft ihm solches Glück bei den Frauen, daß er, der früher Unersättliche, übersättigt ihnen entfliehen muß. Er kommt wieder nach Deutschland zurück, wo der Krieg noch nicht ausgetobt hat.

Aber der Charakter desselben ist noch wüster, noch schrecklicher geworden. Hatte es sich früher wenigstens in gewissem Maße noch darum gehandelt, große Grundsätze zu verfechten, den Gegensatz zwischen kaiserlicher und fürstlicher Macht, zwischen Katholicismus und Protestantismus, zum Ausdruck zu bringen, so galt es in den letzten Jahren dieses schaudervollen

Krieges nur die Ländergier und Beutesucht zu befriedigen. In dem entsetzlichen Treiben der wilden Horden thut es Simplicissimus den Genossen gleich, aber bei unmenschlichen Thaten bewahrt er doch menschliche Gesinnungen und Gefühle.

Nachdem er sich einem verbrecherischen Gesellen angeschlossen, mit dem er viele Unthaten begeht und von dem er, nach dem Tode desselben, reiche Beute für sich nimmt, erkennt er in einem herumziehenden elenden Bettler seinen alten Freund Herzbruder, den er aus seinem Elend herauszieht. Schon durch ihn werden die Gefühle des Guten in Simplicissimus auf's Neue erweckt, fromme Gedanken, welche ihn nie ganz verlassen haben, so daß er, wie er sich einmal ausdrückt, mit frommeren Sinn zum Rauben ausgegangen sei, als Andere in die Kirche, kehren in ihn ein; er gedenkt mit Herzbruder eine Wallfahrt zu unternehmen, da verschlingen ihn auf's Neue die Wogen des Krieges. Aber bald stirbt Herzbruder, Simplicissimus steht allein, der Friede wird geschlossen. Nun sucht er, da das Abenteurerleben ein gewaltsames Ende gefunden hat, in den bürgerlichen Zustand sich wieder hineinzuleben, und da er Kunde davon erhält, daß seine erste, wider seinen Willen ihm verbundene und treulos von ihm verlassene Frau gestorben ist, schließt er ein neues Eheband. Aber er ist in seiner Wahl unglücklich und besitzt auch in sich noch nicht die Lust und die Bedingungen zu einem ruhigen wahrhaft beglückenden Leben. Seine Frau ist sein verzerrtes Abbild; auch sie lebt in Schwelgerei und Sittenlosigkeit. Und als in einer Nacht seine Frau ein Kind bekommt, das seinem Knecht, seine Magd eins, das ihm selbst ähnlich sieht und von einer dritten Frau eins auf seine Schwelle gelegt wird, das ihm gleichfalls angehören soll, da entflieht er auf's Neue den äußeren Banden, die ihn nicht zu fesseln vermochten, um sich selbst Bande anzulegen, die vermögend seien, ihn zum wahrhaften Menschen zu machen.

Von dem ärmlichen Dorfe, in welchem dürftige, aber redliche Menschen seine Pflegeeltern gewesen waren, war er ausgegangen, nach wilddurchbrachten Jahren einer langen Pilgerfahrt kehrt er in das Dorf zurück, das die Stätte seiner Kinderzeit gewesen war. Noch lebt sein „Knan" (Pflegevater), der ihm erzählt, wer seine Eltern gewesen, und ihm durch die Erinnerung an seine Mutter, die edle Frau, welche aus wahrer Liebe gefehlt, an seinen Vater, der aus Schmerz über seine Sünden und aus Trauer über den Tod seiner Geliebten ein verfehltes Leben durch Einkehr in sich, durch ein mühseliges gottesdienstlichen Uebungen und qualvoller Buße geweihtes Alter zu sühnen versucht hatte, das Verlangen erweckt, seinen Erzeugern gleich zu werden, noch sind die Stätten, auf denen er zuerst verweilte, vorhanden, welche die träumerisch-glückseligen Jugendtage ihm zurückrufen und grausam an die verlorene Unschuld erinnern.

Da erzählen ihm andere Bauern von den Wundern des Mummelsees im Schwarzwalde. Er zieht dorthin und erfährt von dem Fürsten des Sees, daß die Wassergeister, so sehr sie dem Menschen an Macht überlegen seien,

dadurch hinter ihm zurückständen, daß sie keine unsterbliche Seele besäßen und mit dem Verluste des Leibes jedes Anrecht auf Fortexistenz aufgeben müßten. Durch diese Erinnerungen und Mahnungen wird Simplicissimus bewogen, die Welt zu verlassen, die den Menschen nur reize und verführe, Gott aber allein sein Herz zu weihen. Daher nimmt er feierlich Abschied von der Welt und wird ein Einsiedler.

Damit war der Roman in seiner ersten Fassung zu Ende.

Er fand jedoch bei den Zeitgenossen eine so ungeheure Theilnahme, daß nicht nur fast unmittelbar nach der Originalausgabe verschiedene Nachdrucke erschienen, sondern daß von unberufener Seite Fortsetzungen gearbeitet wurden, die den Simplicissimus wieder in's Leben einführten und ihn neue Abenteuer bestehen ließen. Um diesem Unwesen entgegenzutreten, und um seinem Gedanken noch klareren, bestimmteren Ausdruck zu geben, ließ auch Grimmelshausen seinem Roman eine Fortsetzung folgen, die, im Gegensatze zu manchen späteren Zusätzen, Nachträgen und Nachbildungen im nothwendigen Zusammenhange mit dem Hauptromane steht.

Simplicissimus ist auch in der Einsamkeit ein Weltkind geblieben, zwar nicht in Thaten, aber in Gesinnungen. Noch glaubt er dadurch, daß er sich von dem Schlechten zurückzieht, ein besonderes Verdienst zu erlangen, noch ist er nicht zu der Ueberzeugung vorgeschritten, daß er dadurch bloß seine Pflicht erfülle. Bei diesem Zustande gewinnt er durch Träume und Lectüre die Ansicht, daß er nicht im Abschließen von der Welt, sondern im Kampfe mit der Welt seine Tugend bewähren müsse, und begiebt sich auf's Neue in's Leben, um seine Widerstandskraft zu erproben.

Aber nun ist sein Zug nicht mehr dazu bestimmt, bunte Abenteuer zu häufen; vielmehr gedenkt er, wie es für den guten Katholiken sich ziemt, durch Italien nach dem heiligen Lande zu gehen. Jedoch dieses Ziel wird nicht von ihm erreicht. Ein letztes Abenteuer läßt ihn nicht dahin gelangen; sondern das Schiff, auf dem er sich befand, untergehen und ihn selbst mit einem Gefährten auf eine einsame Insel gerathen. Noch einmal erscheint ihm der Teufel und zwar in weiblicher Gestalt, verschwindet aber vor dem Zeichen des Kreuzes; der Gefährte stirbt, Simplicissimus bleibt allein. Er hat des Lebens Prüfungen überstanden, nun birgt für ihn die Einsamkeit keine Gefahren mehr. Er bleibt allein und widersteht den Lockungen vorbeifahrender Seeleute, die ihn nach seinem Geburtslande bringen möchten: seine Insel ist seine Heimath geworden, die er nicht mehr verlassen will. Das ist nun der wirkliche Abschluß des Romans.

Der Roman ist nicht nur eine der hervorragendsten culturgeschichtlichen Schilderungen unserer Literatur, sondern zugleich eine der bedeutendsten Erzählungen, welche wir besitzen. Reichthum der Erfindung, Vortrefflichkeit der Charakteristik, rascher Fluß der Darstellung zeichnen ihn aus. Man hat auch ihm den Vorwurf der Unsittlichkeit nicht erspart, den man gegen so manches bedeutsame Werk anderer Literaturen erhoben. Aber der Vorwurf

trifft unser Werk nicht, denn es gefällt sich niemals in absichtlicher Darstellung frivoler Situationen und Geschichten, sondern wendet bei aller Derbheit eine gewisse Zurückhaltung an und führt den Helden nach manchem leichtfertigen und bösen Streiche zu einem reuevollen Ende. Doch mag der Autor sich lieber selbst verantworten.

„Wird nun," so schließt er sein Werk, „heute oder morgen, entweder vor oder nach meinem Tode Jemand dies finden und lesen, denselben bitte ich, dafern er etwa Wörter antrifft, die Einem, der sich gern besserte, nicht zu reden geschweige denn zu schreiben wohl anstehen, er wolle sich darum nicht ärgern, sondern gedenken, daß die Erzählung leichter Händel und Geschichten auch bequeme Worte erfordere, solche an den Tag zu geben. Und gleichwie die Mauerraute von keinem Regen leicht naß wird, also kann auch ein rechtschaffenes gottseliges Gemüth nicht sogleich von einem jedweden Diskurs, er scheine so leichtfertig als er wolle, angesteckt, vergiftet and verderbt werden. Ein ehrlich gesinnter christlicher Leser wird sich vielmehr verwundern und die göttliche Barmherzigkeit preisen, wenn er findet, daß ein so schlimmer Gesell wie ich gewesen, dennoch die Gnade von Gott gehabt, die Welt zu resigniren und in einem solchen Stand zu leben, darinnen er zur ewigen Glorie zu kommen und die selige Ewigkeit nächst dem heiligen Leiden des Erlösers zu erlangen erhofft, durch ein seliges Ende."

Auch unsere Betrachtung hat damit ihr Ende erreicht. So flüchtig sie auch an wichtigen Erscheinungen vorübergehen mußte, so hat sie doch vielleicht gezeigt, daß der Satz: Unter den Waffen schweigen die Musen, keine volle Berechtigung für den dreißigjährigen Krieg besitzt, aber auch dargethan, daß die Auffassungsweise jener Tage von der der unsern sehr verschieden ist. Aus den Stürmen des dreißigjährigen Krieges rettet der größte Schriftsteller jenes Zeitraums sich selbst, indem er sich aus dem tollen Treiben in ein kleines Städtchen zurückzieht, in ein ruhmloses aber ruhevolles Amt, das ihn ernährt, wenn auch nicht befriedigt, rettet er seinen Helden dadurch, daß er den zur Selbstbefreiung Gelangten in einer stillglückseligen Einsamkeit auf einer wüsten Insel sein Leben beschließen läßt. Das ist der schönste poetische Abschluß jenes Werkes, vielleicht auch die einzig mögliche Lösung des Räthsels vom Menschenleben, welche jene Zeit kannte oder gestattete, aber sie ist nicht die einzig mögliche überhaupt, nicht die, welche uns erlaubt ist. Nicht im Zurückziehen von der Welt, sondern im Zusammenleben mit derselben, nicht im Vermeiden der feindlichen Mächte, sondern im Bekämpfen derselben besteht unsere Aufgabe; auch für uns gilt das Wort, das Schiller in jener köstlichen Schilderung des Wallenstein'schen Lagers für die Soldaten des dreißigjährigen Krieges gebraucht hat:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird Euch das Leben gewonnen sein.

Die staatliche und sociale Entwickelung Japans in den letzten zehn Jahren.

(1868—1878.)

Von

Asiaticus.

(Schluß.)

Die Landschaften.

Als Mittelglied zwischen den Gemeinden und dem Kreis sind nach mannigfachem Wechsel seit Beginn dieses Jahres die Landschaften, Kori, — alte geographische Untereintheilungen, die ihre frühere administrative Bedeutung unter der Feudalherrschaft verloren hatten, organisirt worden. Sie umfassen auf dem Lande durchschnittlich etwa sechszig Dörfer mit dreißig bis fünfzigtausend Einwohner. An der Spitze steht der Guntcho, der vom Präfecten aus den Gemeindevorstehern der Landschaft gewählt wird. Er führt die Oberaufsicht über die letzteren und vermittelt ihren Verkehr mit dem Präfecten. Er hat den Vorsitz in den monatlichen Versammlungen der Gemeindevorsteher, in denen die Ausgaben der Landschaft während des vergangenen Monats für Verwaltung, Volksschulen und Instandhaltung der Wege geprüft, und die zu deren Deckung erforderlichen Steuerbeiträge der einzelnen Grundeigenthümer festgesetzt werden.

Die Kreistage.

Wie schon oben erwähnt worden, sind seit Beginn dieses Jahres Landtage organisirt worden, in denen den Kreiseingesessenen über die Verwendung der Kreissteuern — „Mimpi“ — eine berathende Stimme gewährt worden ist. Diese Steuern, welche zur Bestreitung der Kreisausgaben dienen, werden in den Landkreisen fast ausschließlich vom Grund und Boden erhoben und sollen ein halb Procent des Bodenwerthes nicht übersteigen, in Wirklichkeit aber wird diese Grenze nicht eingehalten. Die drei Stadtkreise erheben außer den Grundsteuern, die hier unbedeutend sind, Accisen von Holz, Fischen u. s. w.

Jede Landschaft schickt zwei Vertreter in den Landtag, die auf drei Jahre gewählt sind; Wähler und wählbar sind alle diejenigen, welche jährlich mehr als zehn Dollars Grundsteuern an den Staat entrichten. Da diese Landtage in der kurzen Zeit ihres Bestehens erst ein Mal haben zusammentreten können, so läßt sich über ihre Wirksamkeit und Bedeutung für die innere Verwaltung noch nichts sagen, jedoch darf man von Bauern, die überhaupt erst seit einigen Jahren politisch frei sind, zunächst wenig Verständniß für die öffentlichen Dinge erwarten. Die durch ihre Stellung und Erziehung hierzu befähigten Samurais sind, wie schon oben angeführt wurde, von der Wählbarkeit zu den Landtagen ausgeschlossen, da die meisten kein Grundeigenthum haben. Man kann der Versicherung der Regierung, daß sie die Landtage geschaffen hat, um die Bauern allmählich zur Theilnahme an den Fragen des Staatswohls zu erziehen, wohl glauben. Ueberhaupt fällt bei einem Vergleich der jetzigen Verwaltung mit der früheren, zur Zeit der Taikune, gleich in die Augen, daß die damalige Maxime ausschießlich darauf gerichtet war, aus dem Bauernstande möglichst viel Abgaben herauszuziehen, während dem jetzigen System unsere Auffassung des Verhältnisses von Staat und Unterthanen zu Grunde liegt.

Das Justizwesen.

Mit der Verwaltung hat auch das Gerichtswesen eine den Ideen der civilisirten Völker entsprechende Umwandlung erfahren. Unter der früheren Regierung war es mit der Verwaltung vereinigt; sowohl Criminal- wie Civilgerichtsbarkeit wurde von den Gouverneuren der Stadt- und Landbezirke ausgeübt. Der Anfang der Trennung dieser beiden Gewalten fand schon im Jahre 1868 für Yokohama statt, wo die Rücksicht auf die Fremden Veranlassung dazu gab; allgemein ist dieselbe durchgeführt seit etwa 3 Jahren. Bei der Organisation der Gerichtshöfe und des Verfahrens ist man hauptsächlich französischen, zum Theil aber auch englischen und amerikanischen Einrichtungen gefolgt, und das Ganze sieht äußerlich recht entsprechend aus. Allein das Innere birgt noch Vieles von dem Barbarismus der Vergangenheit; man hat die Form recipirt, aber nicht den Geist, der sie belebt. Kurz, das japanische Gerichtswesen hat durch die Reformen wenig gewonnen und befindet sich in einem Zustande, der in vielen Fällen nur Rechtlosigkeit erzeugt.

Die Schuld liegt an den Personen sowohl wie an den Verhältnissen, oder, um auf den Urgrund zurückzugehen, an dem mangelhaften Rechtsbewußtsein, das allen asiatischen Völkern eigen ist. Die Unterscheidung von öffentlichem und Privatrecht, sowie von Civil- und Criminalprozeß, fehlt ganz. Unter dem Druck des Despotismus konnte sich keine Rechtslogik entwickeln, nicht einmal die fundamentalen Begriffe von Besitz und Eigenthum sind ausgebildet; das Verständniß für Rechtsgeschäfte ist äußerst gering, nur der Kauf-, Leih- und Cessionsvertrag sind in der allerrohesten Form vorhanden. Die Willkür

der einzelnen Machthaber war Recht, allein das Tribunal hatte für seine Territorien einige Rechtsnormen den chinesischen Philosophen entlehnt. Gewohnheiten, Gebräuche, Ortsrechte u. s. w. konnten sich somit nicht ausbilden, und wenn die Regierung jetzt beginnt, Rechtszustände zu schaffen, so findet sie nichts vor, worauf sie aufbauen könnte. Für das Strafrecht hat man im Allgemeinen den Code pénal recipirt und unter gleichzeitiger Abschaffung der Folter ein milderes Strafverfahren eingeführt. In Wirklichkeit aber werden die Strafen von den Richtern willkürlich verschärft und die Folter noch immer, wenn auch nur ausnahmsweise, angewendet. Zwischen Samurais und dem gewöhnlichen Volk ist, trotz der gesetzlichen Gleichberechtigung aller, der Unterschied beibehalten, daß jene für Verbrechen im Allgemeinen milder und nicht in so entehrender Weise bestraft werden, wie diese. Für das Civilrecht ist weiter nichts geschehen, als daß mit der Codification eines Civilproceßrechtes der Anfang gemacht ist, aber mit zu wenig System und Verständniß, als daß sie praktisch brauchbar wäre.

Daß aus den geschilderten Verhältnissen keine rechtskundigen Männer haben hervorgehen können, ist natürlich; europäisch gebildete Juristen giebt es kaum. Bei der Besetzung der Richterstellen berücksichtigt die Regierung nicht die besondere Fähigkeit für das Fach, sondern die politische Stellung des Candidaten. Der Wechsel der Personen ist in der Justiz eben so groß wie in der Verwaltung; die erste Bedingung für die Zuverlässigkeit des Richterstandes, die Unabsetzbarkeit, somit unerfüllt. So tritt denn ganz natürlich zu den vorher erwähnten Mängeln des Rechtszustandes an und für sich, Unfähigkeit, Nachlässigkeit und Parteilichkeit der Richter, und vor Allem tyrannische Behandlung des Recht suchenden Publicums. Der Japaner, der einen Proceß führt, ist Wochen und Monate lang seiner Beschäftigung entzogen; denn so lange der Proceß schwebt, muß er täglich im Gerichtshofe anwesend sein, damit er jeder Zeit, wenn es dem Richter gefällt, sich mit seiner Sache zu beschäftigen, gegenwärtig ist; wagt er Vorstellungen, so wird er bestraft. Der gewöhnliche Mann, der keine Mittel besitzt, sich einen Stellvertreter oder Advocaten zu nehmen, erleidet daher lieber die empfindlichsten Verluste, als daß er vor Gericht geht. Der Ausländer, der eine Klage gegen Japaner hat, wird persönlich allerdings glimpflicher behandelt, nicht aber seine Sache. Wird ihm aber schließlich nach langen Verschleppungen und unendlichen Aergernissen sein Recht zuerkannt, so stellt sich eine andere Schwierigkeit ein. Die meisten Urtheile nämlich sind unexecutirbar, weil der Beklagte gewöhnlich sein Vermögen in seiner Familie in Sicherheit bringen kann. In Japan tritt die Individualität gegen die Familie zurück. Der Chef der Familie ist nur deren äußerer Vertreter, das Vermögen gehört ihr. nicht ihm. Alle Familienmitglieder treten für einander ein, was sich auch im früheren Rechtswesen dadurch aussprach, daß dieselben für Vergehen oder Schulden der einzelnen mit ihrem Vermögen, ja sogar mit ihrem Leben hafteten. Diese Haftbarkeit der einzelnen Familienmitglieder untereinander

ist rechtlich abgeschafft worden, was eine große Rechtsunsicherheit zur Folge gehabt hat; denn die Interessengemeinschaft und die gegenseitige Ergebenheit der Familienmitglieder in ihrer dem Europäer ganz unverständlichen Stärke dauern fort. Der unredliche Schuldner also läßt sich vermittelst der neu eingeführten Concursordnung bankerott erklären, sein Vermögen ist längst vorher auf einen jüngeren Bruder oder Adoptivsohn übertragen, der jetzt die Vertretung der Familie übernimmt, der Gläubiger aber hat das Nachsehen.

Die culturhindernde Wirkung der Familie in Japan und China, indem sie die freie Thätigkeit der Entwickelung des Individuums hemmt, ist zu allgemein anerkannt, als daß es eines besonderen Eingehens auf dieselbe bedarf.

Wohlthätige Wirkung der Restauration auf die socialen Verhältnisse.

Wenn wir aber jetzt den Blick von dieser dunkeln Stelle abwenden und die Lichtseiten aufsuchen, welche die Culturbestrebungen Japans in dem verflossenen Decennium bieten, so wird unsere Sympathie bald wieder erwachen. Derjenige, welcher frisch von Europa kommend, die japanischen Zustände betrachtet, wird allerdings im staatlichen und socialen Leben des Volks eine solche Masse von Halbheiten, Verzerrungen und Ungeheuerlichkeiten zu entdecken vermeinen, daß er seinen Culturleistungen keinen hohen Werth beilegen wird; ganz anders aber urtheilt derjenige, der Zeuge der letzten Tage des Taikunats gewesen ist. Das Volk war eine Heerde Sclaven, die der Laune der Fürsten und Samurais dienten. Vor dem geringsten Beamten mußte der Bürger und Bauer in den Staub sinken; ritt der Gouverneur durch die Straßen, von den Fürsten gar nicht zu reden, so stockte alle Bewegung unter dem Volk, alle sanken stumm in die Kniee; zog der Taikun aus, so mußten alle Häuser in der Umgegend geschlossen werden, derjenige, welcher einen Samurai auf der Straße, auch nur aus Unvorsichtigkeit anstieß, wurde sofort gezüchtigt, wer es wagte, seine Hand gegen ihn zu erheben, war dem Tode verfallen. Es gab eine ganze Kaste von Menschen, die Yelas und Bettler, welche ganz von der Gesellschaft ausgeschlossen waren. Jene wohnten abgesondert in einem schlechten Stadtviertel und durften nur unehrenhafte Gewerbe als Abdeckerei und Gerberei betreiben, diesen war das Recht der Arbeit ganz genommen; sie waren Bettler von Geburt, ohne Wohnung und Heimath, kein Mensch gab ihnen Beschäftigung. Die Prostitution war unter Aufsicht und mit Zuthun des Staates in entsetzlicher Weise ausgebildet, der Verkauf von Mädchen war gesetzlich gestattet und geschützt. Keine Polizei wachte über die öffentliche Sicherheit; der Arme und Schwache war den Bedrückungen und Mißhandlungen des Reichen und Starken ausgesetzt, ohne daß er beim Staate wirksamen Schutz fand. Unter den Samurais war die Blutrache üblich. Alle diese traurigen Zustände sind im Laufe der letzten zehn Jahre, sei es durch gesetzlichen Zwang, sei es in Folge der Aufklärung, welche die Regierung

verbreitet hat, verschwunden; humane und gesunde Einrichtungen sind an ihre Stelle getreten. Wie mangelhaft auch die Rechtspflege ist, Person und Eigenthum sind wenigstens gegen offene Gewalt geschützt. Bauer und Bürger sind wirkliche Eigenthümer ihrer Ländereien geworden; unter dem alten Regime war es Grundsatz, daß aller Grund und Boden dem Staate gehöre, und die Unterthanen jeder Zeit bereit sein müßten, ihren Besitz für öffentliche Zwecke zu räumen. Die Bauern sind gleichzeitig von den Frohndiensten befreit, die sie früher für Instandhaltung der Wege, Brücken und Flußdämme zu leisten hatten, sowie von der zwangsmäßigen Kuliarbeit als Boten und Träger zur Beförderung von Briefen, Gepäck und Reisenden. Auch dürfen sie auf ihren Aeckern bauen, was sie wollen, was ihnen früher nicht gestattet war. Die Steuerlast ruht nicht mehr auf dem Grund und Boden allein, auch der Handel, die Gewerbe, Capitalien und Beamtengehälter werden allmählich mitbelastet und jene dafür erleichtert. Nicht minder ist die Regierung auf die geistige Hebung des Volkes bedacht gewesen durch Organisation eines allgemeinen Schulwesens. In früheren Jahren bestanden Schulen für das Volk nur in den Städten, auf dem platten Lande fast gar nicht; überhaupt überließ der Staat die Volkserziehung vollständig der Privat-Unternehmung. Jetzt hat jedes Dorf seine Schule; wo das Volk selbst nichts that, da griff die Regierung ein, indem sie die Reicheren zu Geldspenden veranlaßte und wo es nöthig war, selbst beisteuerte. In allen größeren Städten sind höhere Lehranstalten errichtet, die hauptsächlich darauf berechnet sind, den Söhnen der Samurais unentgeltlich eine höhere Ausbildung zu gewähren. In der Hauptstadt endlich finden wir eine Universität, ein Polytechnikum, Berg- und Gewerbeschulen. Die Schwierigkeiten, welche zu überwinden waren, sind ganz außerordentliche gewesene. Von unserer Lehrmethode und Schuldisciplin hatte man nicht die entfernteste Ahnung, und an Lehrern fehlte es ganz. Als solche wurden und werden noch mit großen Kosten Ausländer herangezogen; jetzt schon verfügt Japan über eine größere Anzahl einheimischer Gelehrten, Ingenieure u. s. w., die meistens auf Staatskosten im Auslande erzogen worden sind, und nach dem Urtheil aller Kenner ist die Zeit nicht fern, wo der Unterricht auch in den höheren Disciplinen ausschließlich von Japanern ertheilt werden kann.

Dem Bestreben der Regierung, das Volk aufzuklären, verdanken auch die Zeitungen ihr Dasein, indem die erste 1870 von dem damaligen Cabinetsminister Kido gegründet wurde. Jetzt sind sie über das ganze Land verbreitet, und das Zeitungslesen ist bei Hoch und Niedrig zu einer wahren Manie geworden. Der Zweck der Regierung aber ist nicht erreicht worden, da diese Zeitungen, das Beispiel der englischen Blätter in Yokohama und den anderen offenen Häfen vor Augen, nur in der Kritik alles Bestehenden ihren Beruf erblicken und dabei alle Rücksichten des Anstandes, der Autorität und Politik außer Acht lassen. Nichts ist ihnen heilig und so werden dem Volke von ihnen Ansichten entwickelt, in deren Verbreitung jede andere Regierung eine Gefahr für die öffentliche Ordnung erblicken würde. Die japanische

Regierung legt in dieser Beziehung eine ganz unbegreifliche Gleichgiltigkeit an den Tag; zwar hat sie Preßgesetze erlassen, die den Anschein der Strenge haben, ihre Anwendung ist aber thatsächlich auf persönliche Verläumdungen der Beamten beschränkt.

Auch für das leibliche Wohl des Volkes ist in vieler Hinsicht gesorgt worden; so hebe ich nur hervor die Communal- und Staats-Krankenhäuser und Armenhäuser, die Polizei, den Sanitätsdienst, die Verbesserung und Beleuchtung der Straßen in den Städten u. s. w.

Volkswirthschafts-Politik der Regierung.

Indem die Regierung bei der Definition des Staatszweckes die Auffassung der civilisirten Nationen sich zu eigen gemacht hat, hat sie gleich bei ihrem Entstehen angefangen, der Entwickelung der Volkswirthschaft ihre Hauptaufmerksamkeit zuzuwenden. Doch hat sie ihre Aufgabe nicht recht verstanden. Anstatt sich darauf zu beschränken, durch zweckmäßige Einrichtungen die freie Entfaltung der wirthschaftlichen Kräfte zu fördern, hat sie dieselben selbst entwickeln wollen. Sie vermeinte, indem sie industrielle Unternehmungen in's Leben rief, Fabriken erbaute und Handelsgesellschaften gründete, deren Muster sie in den europäischen Culturstaaten fand, das Land auf gleiche Stufe mit jenen erheben zu können und bedachte nicht, daß solche Schöpfungen einen lange und sorgfältig vorbereiteten Boden verlangen, daß überhaupt der Sinn und das Verständniß für Handel und Industrie im Volke nur langsam im Laufe vieler Decennien sich entwickeln. So sind viele Millionen für Unternehmungen geopfert worden, die schon beim Beginn den Keim des Todes in sich trugen, und die Entwickelung der einzelnen ist nur gehemmt worden. Ich habe vorher auf die Unselbständigkeit und Unterwürfigkeit der Bürger und Bauern aufmerksam gemacht; auf diese rechnet die Regierung bei ihren volkswirthschaftlichen Experimenten. Rief der Präfect die Kaufleute seines Kreises zusammen und stellte ihnen vor, daß das Genossenschaftswesen es sei, welches dem Handel und der Industrie in Europa und Amerika einen solchen Aufschwung gegeben habe, so waren sie gleich bereit, eine solche Gesellschaft zu bilden, sei es zu Handels- oder Industriezwecken, ganz wie der Präfect befahl. Auf solche Weise sind viele Kaufleute und Capitalisten zu ganz unvernünftigen Unternehmungen verleitet und um ihr Vermögen gebracht worden. Ganz verwerflich aber ist das System der Selbstwirthschaft, welches die Regierung nunmehr als das geeignetste zur Hebung der Volkswirthschaft zu betrachten scheint. Die Capitalien, die sie dazu verwendet, belaufen sich auf Millionen; aber auch keine einzige ihrer Unternehmungen, als da sind: Musterfarmen, Schaf- und Rindviehzucht, Wollen- und Baumwollenwebereien, bergmännischer Betrieb, Glashütten, Papier-, Schuh- und Indigo-Fabriken, Gerbereien u. s. w. hat bis jetzt auch nur Aussicht auf Erfolg. Zuletzt ist die Regierung ihrer ursprünglichen Absicht, durch solche Unternehmungen das

Volk zu eigenem Handeln aufzumuntern, nicht mehr treu geblieben, sondern verfolgt dabei auch Finanzzwecke. Manche industriellen Unternehmungen könnten für Private sehr rentabel sein, z. B. chemische Fabriken; aber die zu fürchtende Concurrenz der Regierung schreckt von jedem Versuch ab.

Die natürlichste Bestimmung Japans als Agriculturstaat hat die Regierung bis jetzt nicht erkannt. Nur ein Zehntel der Bodenfläche ist bebaut, in der gebirgigen Schweiz dagegen mehr als die Hälfte. An müßigen Arbeitskräften ist Ueberfluß und mit wenigen Mitteln könnte Vieles geleistet werden. Vor allem müßte für gute Landstraßen und Wasserwege gesorgt werden. Freilich bietet der gebirgige Charakter des Landes der Anlage von Landstraßen Hindernisse, deren Ueberwindung Hunderte von Millionen erfordern würde. Die Regierung hat deshalb der Wasser-Communication ihre Hauptaufmerksamkeit zugewendet und durch Subventionirung einer großen Dampferlinie die Küstenpunkte mit einander in Verbindung gebracht. Hierdurch sind die Verkehrsverhältnisse gegen früher, wo allein die langsamen unsichern Djunken den Küstenverkehr vermittelten, allerdings sehr verbessert, aber da die erwähnte Dampfschifffahrtsgesellschaft ohne Concurrenz ist und somit die Frachtsätze beliebig hochstellen kann, so ist der Verkehr immer noch sehr gedrückt. Seine rechte Entwickelung würde er finden, wenn die Regierung auch ausländischen Schiffen die Cabotage gestattete und so den Segelschiffen die Theilnahme am Verkehr möglich machte. Dieses billige Beförderungsmittel findet in Japan fast gar keine Anwendung, da es an tüchtigen, einheimischen Kapitänen mangelt. Dampfer zählt die Handelsmarine einige achtzig. Die Zahl der Segelschiffe, meistens kleine Schooner, füllt keine zwei Dutzend.

Sonst hat die Regierung für das Verkehrswesen viel gethan, als durch Anlage von Eisenbahnen und Telegraphen, deren Drähte den größten Theil des Landes überspannen, durch Beleuchtung der Küsten und Einrichtung eines vorzüglichen Postdienstes.

Finanzen.

Ueber die Lage der japanischen Finanzen gehen die Ansichten unter den Japanern sowohl, wie unter den Ausländern sehr auseinander; die einen fassen sie als äußerst günstig auf, die anderen wollen schon Symptome der Zerrüttung an ihnen bemerken. Die Wahrheit wird auch hier in der Mitte liegen. Aeußerlich jedenfalls erscheint das Finanzwesen ziemlich geordnet; die Regierung ist bisher allen ihren Verpflichtungen pünktlich nachgekommen; Beamte und Soldaten erhalten regelmäßig ihren Gehalt, Beraubung des Staatsschatzes durch die Beamten, und Verschwendung des Hofes, zwei Uebel, woran alle orientalischen Staaten leiden, sind in Japan nicht zu beklagen. In den leitenden Kreisen herrscht Ehrlichkeit, die Hofhaltung ist weit entfernt von Luxus und Pracht.

Eine eingehende Beurtheilung der Finanzverhältnisse ist unmöglich, da

ihre bisherige Geschichte nur in dunklen, unbestimmten Umrissen bekannt ist. Zwar sind seit dem Jahre 1870 wiederholt officielle Mittheilungen über den Stand der Finanzen in die Oeffentlichkeit gelangt, und seit 1875 werden gesetzmäßig alljährlich die Etats für das kommende Jahr mit einer Uebersicht der wirklichen Einnahmen und Ausgaben für das vergangene vom Finanzminister bekannt gemacht; allein diese Aufstellungen sind so verworren und voll von Fehlern und Ungenauigkeiten, daß sie eine sichere Basis für die Untersuchung nicht bieten.

Das Budget dieses Jahres veranschlagt die Einnahmen und Ausgaben auf 53 Millionen Yens. Die Gesammtsumme der öffentlichen Schuld beträgt 375 Millionen, wovon 12½ Millionen für fremde Anleihen. 255 Millionen sind durchschnittlich mit 6% verzinst, während 120 Millionen zinsloses Papiergeld darstellen. Diese Schulden hofft der Finanzminister in 28 Jahren zu tilgen, indem er dazu von den jährlichen Einnahmen mindestens ca. 22 Millionen bestimmt. Diese Tilgung ist an und für sich nicht unmöglich, nur dürfen keine Bürgerkriege dazwischen kommen, die die Oekonomien der vergangenen Jahre wieder verschlingen würden. Daß die Einnahmen in den nächsten Jahren vergrößert werden können, ist unter den obwaltenden unbefriedigenden volkswirthschaftlichen Verhältnissen nicht zu erwarten; der Grundbesitz, welcher drei Viertel sämmtlicher Steuern aufbringt, bedarf im Gegentheil der Entlastung.

Als die Regierung die Erbschaft der Taikune übernahm, bestand eine consolidirte öffentliche Schuld nicht; ich habe aber früher bereits auseinander gesetzt, daß die Fürsten in Folge des Restaurationskrieges durchaus verschuldet und alles Baargeld aus ihren Territorien verschwunden war. Die Regierung übernahm die Verpflichtungen derselben, die sich auf circa 50 Millionen beliefen. Rechnet man 190 Millionen hinzu, welche zur Ablösung der Jahrgehälter der Fürsten und Samurais verwendet wurden, so ergiebt sich, daß die Liquidation des Feudalwesens 240 Millionen gekostet hat. Es bleiben somit nach Abzug dieser Summe von der Gesammtschuld 135 Millionen, welche der zehnjährigen Verwaltung der kaiserlichen Regierung zur Last fallen. Vieles allerdings ist hiervon für die vorher geschilderten volkswirthschaftlichen Experimente nutzlos ausgegeben worden, im Allgemeinen aber kann die Höhe dieser Schuld nicht auffallen, wenn man bedenkt, daß die Regierung mehrere Rebellionen niederzuwerfen hatte, wovon die der Satzumaner, allerdings die bedeutendste von allen, allein 42 Millionen kostete, daß sie neben all' den volkswirthschaftlichen Einrichtungen, wovon die vorzüglicheren an betreffender Stelle aufgezählt wurden, eine ganz nach europäischem Muster organisirte Armee von circa 30,000 Mann mit Arsenalen und Magazinen und eine kleine aber treffliche Flotte mit Docks und Werften schuf; daß sie eine große Steuerreform durchführte, die in den ersten Jahren mit großen Ausfällen in den Einnahmen verbunden war.

Bedenklich im höchsten Grade ist die Thatsache, daß in Folge des jahre-

langen Ueberwiegens der Einfuhr über die Ausfuhr alles Metallgeld au dem Lande verschwunden und Papiergeld das einzige Umlaufsmittel ist. D von der Regierung ausgegebene Summe beträgt 120 Millionen, außerde aber circuliren noch etwa 40 Millionen Banknoten, wofür Staatspapiere b der Regierung als Deckung hinterlegt sind. Der Umstand, daß Papiergel welches früher Pari und darüber stand, seit einigen Monaten, wahrscheinlic in Folge der inzwischen stattgefundenen Emission von Banknoten und vie leicht auch wegen des Darniederliegens des Exporthandels, auf 13% Discont gesunken ist, muß jedenfalls als ein Beweis gelten, daß die Emission da Maß der Erträglichkeit bereits überschritten hat.

Das Verhalten zum Auslande.

Schon bei der Schilderung der inneren politischen Verhältnisse hatt sich Gelegenheit gefunden, auf die Stellung der Regierung zum Ausland näher einzugehen. Haß gegen die Fremden, wenn er überhaupt jemal bestanden hat, ist unter dem Volke nicht mehr vorhanden; keine der bestehende politischen Parteien ist gegen sie gerichtet, Volk und Regierung sind sich viel mehr gleich sehr bewußt, daß ihnen der Verkehr mit dem Auslande bereit zu einem dringenden Bedürfniß geworden ist. Nur ein Moment stört dies Verkehr und muß ihn auf die Dauer ganz unerträglich machen, nämlich di Exterritorialität der im Lande lebenden Ausländer. — Als vor zwanzig Jahren die ersten Vorträge geschlossen wurden, war nur ein beschränkte Verkehr in Aussicht genommen, dem entsprechend die Fremden nur in gewisse Hafenstädten, innerhalb bestimmter Grenzen wohnen und Handel treibe durften. Auf diese Voraussetzungen war auch das Privilegium der Exterritorialitä gegründet. Aber die politische und sociale Umgestaltung, deren Impuls di Ankunft der Fremden gegeben hatte, hat die Verhältnisse durchweg geändert Zuerst nur gezwungen in den Verkehr mit dem Auslande eintretend, haben Regierung und Volk das Verständniß für denselben jetzt gefunden; sie wünschen ihn soviel als möglich zu entwickeln und die enge Sphäre, worin die Verträge von 1858 ihn gebannt, zu erweitern. Der freie ungehinderte Verkehr mit dem Auslande ist die Bedingung ihrer weiteren Entwickelung geworden. Ueberall aber tritt die Exterritorialität ihren Wünschen hindernd entgegen. Sie macht es unmöglich, die Fremden, wie es ihr und der Japaner Interesse fordert, in das Innere einzulassen, ihre Capitalien für Ausbeutung der Bergwerke und des Bodens zu gewinnen, oder ihnen selbst letztere zur Bearbeitung zu überlassen. Diese die volkswirthschaftliche Entwickelung hemmende Wirkung der Exterritorialität wird von den Japanern besonders bitter empfunden; auf der andern Seite muß die Thatsache, daß Staaten, welche auf derselben oder einer noch niederen Stufe der Entwickelung stehen, wie die central- und südamerikanischen Republiken oder sogar die Negerrepublik Hayti, die volle Justizhoheit besitzen, das nationale Bewußtsein stark verletzen. Allerdings

macht der Zustand der japanischen Justiz das Aufgeben unserer exterritorialen Rechte für den Augenblick unmöglich, aber bei ihrer Ausübung sollte billiger Weise an Stelle der bisherigen strengen Consequenz eine gewisse Mäßigung treten. Unter keinen Umständen darf das exterritoriale Privileg zur Folge haben, daß die Regierung außer Stand gesetzt ist, ihren Quarantaine- und Jagd-Vorschriften bei den Fremden Achtung zu verschaffen, oder daß sie geschehen lassen muß, daß fremde Zeitungen in Japan die Zustände und Sitten des Landes, oder die Handlungen hoher und höchster Personen in beleidigender und roher Weise kritisiren. Es würde ganz unbedenklich sein, Japan die Polizeigewalt über die Fremden zurückzugeben; werden auch Ausschreitungen Seitens der niederen Beamten im Anfang unausbleiblich sein, so kann man doch aus dem bisherigen Verhalten der Regierung die Ueberzeugung schöpfen, daß sie im Allgemeinen mit Schonung ihre Rechte ausüben und Alles thun wird, um Conflicte zu vermeiden. Auch ließe sich vielleicht ein Modus finden, der gestattete, den Japanern die Jurisdiction in Handelssachen zu bewilligen; so nämlich, daß Streitigkeiten zwischen Einheimischen und Ausländern von einem Richtercollegium entschieden würden, in welchem der Präsident ein Japaner, die Beisitzer Mitglieder der von den Fremden in den offenen Häfen gegründeten Handelskammern wären. Die Usancen, welche sich im Laufe der Jahre in der ausländischen Kaufmannswelt Japans und Chinas gebildet haben, würden in vielen Fällen genügen, den Mangel geschriebener Gesetze auszufüllen, tüchtige Advocaten würden die Richter mit ihrer Rechtskenntniß unterstützen. So wäre ein Keim gepflanzt, aus dem sich mehr entwickeln könnte, und eine Einrichtung geschaffen, die jedenfalls besser wäre, als die Gerichtshöfe der kaufmännischen Consulate.

Die von den Japanern angestrebte Zoll-Autonomie müßte ihnen aus Billigkeitsrücksichten zwar zugestanden werden, im Interesse des Handels aber liegt es, vorläufig noch den Rechtsstandpunkt der Verträge beizubehalten. Denn die augenblicklich maßgebende Volkswirthschaftspolitik würde sie zu Maßregeln bestimmen, die den Ruin alles Handels in kurzer Zeit zur Folge haben würden. Die Regierung hat sich nämlich in den Gedanken hineingelebt, daß sie durch Prohibitiv-Zölle die einheimischen Industrien mit den ausländischen concurrenzfähig machen und so dem Abfluß des Baargeldes ein Ziel setzen könne. Alle diese Industrien aber, worauf sie ihre Hoffnung setzt, sind künstliche und bis jetzt nur durch Staatssubvention im Gang gehalten worden; keine einzige hat eine solche Entwickelung erreicht, daß der Zollschutz ihr Nutzen bringen könnte.

Die religiöse Toleranz.

Für die humane und aufgeklärte Politik der Regierung, sowie für die Civilisation des Volkes liefert den besten Beweis die jetzt allgemein herrschende Duldung der christlichen Religion. Bekanntlich wurde dieselbe von dem Gründer des Taikunats, Iyegassu, 1606 verboten. Ihre Anhänger, deren

Zahl zwei Millionen betragen haben soll, mußten ihren Glauben abschwören; die fremden Priester wurden ausgetrieben, wiederholte Versuche derselben, wieder einzudringen, mit dem Tode bestraft. Hundert fünfzig Jahre hindurch schien jede Spur des Christenthums erloschen, bis plötzlich 1867 die Kunde in die Oeffentlichkeit drang, daß die Regierung in den südlichen Theilen des Landes eine Anzahl Leute habe verhaften lassen, weil sie dem christlichen Glauben anhingen. In der That stellte sich in der Folge heraus, daß in jenen Theilen des Landes mehrere Gemeinden den christlichen Glauben, wenn auch in entarteter Form, aus jener Zeit bewahrt hatten; und es scheint, daß die französischen Missionare zu Nagasaki von ihrer Existenz Kenntniß erlangt und Beziehungen mit ihnen angeknüpft hatten. Die Verfolgung dieser Leute war das Werk der Hofadligen, die, wie ich bei der Schilderung der Vorgänge der Restauration anführte, gerade um jene Zeit beim Taikun großen Einfluß erlangt hatten. Gleich nach des Letzteren Sturz wurden im Juni 1868 auf Betreiben eben dieser durch Fremdenhaß und Fanatismus geleiteten Partei viertausend Christen zur Deportation auf wüste Inseln verurtheilt; es gelang aber den Vorstellungen der fremden Mächte, die Ausführung dieser Maßregel längere Zeit aufzuhalten, bis auf einmal im Januar 1870, als es schon schien, daß die Regierung die Sache auf sich beruhen lassen wolle, über drei Tausend Christen aus ihren Dörfern in der Nähe von Nagasaki weggeführt und in verschiedene fürstliche Territorien zur Strafarbeit vertheilt wurden. Alle Anstrengungen der fremden Vertreter halfen nichts, die Regierung nahm ihre Anordnungen nicht zurück. Aber nach und nach wurden die culturfeindlichen Elemente aus der Regierung verdrängt, und als seit 1871 der Sieg der jungjapanischen Partei entschieden war, da kamen auch in Betreff der Christenfrage humanere Anschauungen zur Geltung. Ohne daß von irgend einer Seite ein Druck wäre ausgeübt worden, nahm die Regierung im Sommer 1872 jenen Verbannungsbefehl zurück und gestattete den Christen die Rückkehr in die Heimath. Seitdem legt die Regierung, obschon das Verbot des Iyegassu formell nicht zurückgenommen ist, der Ausbreitung des Christenthums thatsächlich keine Hindernisse mehr in den Weg. Viele Lehrerstellen in ihren Schulen zu Yedo, Osaka und Kiyoto sowie im Innern waren bisher von protestantischen Missionaren besetzt; die katholischen, protestantischen und russisch-griechischen Geistlichen haben in Yedo und Osaka außerhalb der Grenzen, innerhalb welcher die Fremden wohnen müssen, Kirchen und Bethäuser errichten dürfen; in ihren Schulen und Pensionaten werden viele Hunderte von japanischen Kindern unterrichtet; viele Japaner sind bekehrt oder wohnen ihren Andachtsübungen bei. Die Protestanten zählen etwa 1500 Anhänger in 15 Gemeinden; die russisch-griechische Kirche soll in Hakodate, in den nördlichen Provinzen und in Yedo 5000 Mitglieder haben, und die französischen Missionare geben die Zahl der Anhänger ihres Bekenntnisses auf 12000 an.

Unter dem Volke besteht keinerlei religiöser Fanatismus, nur die An-

hänger der Sinto-Lehre, jene Schwärmer für das Alterthum, zeigten, als sie für einige Zeit zu politischem Einfluß gelangt waren, Neigung dazu; die buddhistische Religion endlich ist ihrem Wesen nach duldsam. Aber manche ihrer Secten haben, besonders im Süden viel Einfluß über das Volk, und ihre Priester wissen aus der Opferwilligkeit der Gläubigen jährlich große Summen zu ziehen. Bisher haben die christlichen Missionare sich enthalten ihnen entgegen zu arbeiten, eine Aufgabe dieser Reserve aber würde unzweifelhaft das Ende des religiösen Friedens zur Folge haben. Dies ist auch der eingestandene Grund, weshalb die Regierung Bedenken trägt, das Verbot des Iyegassu offen zurückzunehmen.

Indem ich hiermit die Schilderung der staatlichen und socialen Entwickelung schließe, will ich nur noch hinzufügen, daß in den letzten Wochen Anzeichen dafür sprechen, als versuche die Regierung die Führer der Opposition, Soyedjima und Itagaki, zum Wiedereintritt zu bestimmen. Jedenfalls würde das Vertrauen des Volkes zu ihr sehr erstarken und dem Lande die Aussicht auf dauernde Ruhe erwachsen, wenn sie sich entschließen wollte, ihre Exclusivität ganz aufzugeben und tüchtige Männer aus allen Theilen des Landes zur Theilnahme an der Staatsleitung zu berufen.

Tokyo, im November 1878.

Brandenburgische
Landes- u. Hochschulbibliothek
Potsdam

Bibliographie.

Karl Hirsche, das projectirte Lessing-Denkmal auf dem Hamburger Gänsemarkt — soll es ein genrehaftes Sitzbild des Hamburger Dramaturgen oder ein monumentales Standbild des deutschen Geisteshelden sein? Eine kunstkritische Zeitstudie über Professor Schaper's Denkmals-Entwurf. 8. 123 S. Hamburg, 1879, Hoffmann und Campe *M.* 2. —

Der nicht sehr geschmackvolle Titel der vorliegenden Schrift kennzeichnet zur Genüge ihre Tendenz: sie richtet sich gegen die beabsichtigte Ausführung von Schaper's preisgekröntem Modell zu einem Lessing-Denkmal, das Lessing sitzend darstellt, aber sicherlich zu den eindrucksvollen Schöpfungen der neuesten Denkmals-Plastik gehört. Dem Verfasser, ein Nachfolger Melchior Goeze's im Hauptpastorate der Hamburger St. Catharinenkirche, ist die Frage „in ihrem eigentlichen Kerne keine Kunst- sondern eine Geschichts- und Herzensfrage." Es gewinnt jedoch hin und wieder den Anschein, als lägen dieser, zu so energischem Ausdruck gelangten und mit so unverhältnißmäßig großem Apparat arbeitenden Gegnerschaft auch andere Motive zu Grunde, welche die Herzensfrage im Sinne einer Personenfrage umgestalten.

Max Perty, Erinnerungen aus dem Leben eines Natur- und Seelenforschers. 8. VIII und 486 S. mit dem Portrait des Verfassers in Stahlstich. Leipzig, 1879, C. F. Winter.

Der bekannte Anthropolog und Verfasser des weitverbreiteten Buches „die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur, einer Art Apologie des Spiritismus „verfolgt durch dieses Buch keine andere Tendenz" als die, ein möglichst treues Bild von sich zu entwerfen, wie auch manche Maler also gethan haben. Er weiß wohl, daß der vortreffliche Physiolog Johannes Müller dem Professor Osenfee geantwortet hat, als dieser sich für sein Werk Müllers Biographie ausbat: „vom Leben eines Gelehrten sei außer seinen Schriften nichts zu bemerken, als sein Geburts- und Sterbejahr — aber er glaubt doch, daß es außer der gelehrten Arbeit auch noch andere Seiten hat, die der Betrachtung und Darstellung werth sind und daß aus jenen allein ein menschliches Individuum nicht erkannt werden könne, weshalb Müller's Fassung etwas zu eng und abstract erscheint." Nun, treu mag das Bild sein, welches der vielfach verdiente Gelehrte von sich entworfen hat, aber gut gemalt ist es nicht. Als schriftstellerische Leistung sind diese „Erinnerungen" durchaus unzulänglich: eine einfache Aneinanderreihung in chronologischer Folge aller möglichen Erlebnisse, die für den Verfasser und ihm Nahestehende werthvoll und vielleicht auch interessant sein mögen, aber kaum geeignet sind, das Interesse weiterer Kreise zu erregen. Der zukünftige Geschichtsschreiber der deutschen Cultur unserer Zeit wird vielleicht aus den tagebuchartigen Aufzeichnungen des Verfassers das Eine oder Andere mit Vortheil benützen und der unbefangene Leser wird an einzelnen geistreichen Beobachtungen des Verfassers seine Freude haben können, besonders sofern Perty's Verkehr mit zeitgenössischen Gelehrten in Betracht kommt, aber eine Bereicherung der Memoirenliteratur bedeuten sie nicht. Das Buch bietet z. B. auf sieben Bogen eine mit kurzen biographischen Notizen und Charakteristiken begleitete Aufzählung berühmter oder verdienter Personen des 19. Jahrhunderts und der in dasselbe fallenden „Vorgänge in der Natur," als, wie es uns scheinen will, an

dieser Stelle oder doch in der von Perty beliebten Form ganz Ueberflüssiges, wenn der Verfasser auch in der Vorrede den Nachweis der Nothwendigkeit dieser Excurse versucht. Die Mittheilungen Perty's über „das innere Leben" bilden den einzig interessanten Theil des Buches und dieses Theiles wegen ist es nicht ganz zu bedauern, daß der 75jährige Verfasser die Veröffentlichung des Buches nicht unterlassen oder vielleicht gewandteren Händen überlassen habe.

Helene von Racowitza, geb. von Dönniges, meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle. 6. Auflage Kl. 8. 188 S. Breslau, 1879, S. Schottlaender M. 3. geb. M. 4. —

Alle Welt weiß, welche verhängnißvolle Rolle Helene von Dönniges im Leben des geistvollen Ferdinand Lassalle gespielt hat. Bis jetzt hatten über das tragische Schlußkapitel im Dasein Ferdinand Lassalles nur dessen Freunde und naturgemäß einseitig berichtet. Aus dem Becker'schen Buche hatte man nur diese eine Seite kennen gelernt, von der andern, die durch die Verhältnisse in einen Gegensatz zu Lassalle gebracht worden war, hatte keinerlei Veröffentlichung stattgefunden. Jetzt hat Frau von Racowitza, die Hauptbetheiligte, das Wort ergriffen. Diese Schrift wirkt nicht wie eine tendenziöse Vertheidigung und eine advocatorisch spitzfindige Rechtfertigung des nicht zu Rechtfertigenden. Sie wirkt vielmehr wie eine einfache wahrhafte Darstellung des Sachverhalts. Alle, die Ferdinand Lassalle persönlich gekannt haben, und es leben derer ja noch genug, müssen zugeben, daß die Worte, die die Verfasserin ihm in den Mund legt, die Handlungen, die sie von ihm mittheilt, durchaus den Eindruck des Glaubwürdigen machen. Die Persönlichkeit dieses merkwürdigen Mannes ist wohl niemals echter geschildert worden, als von dieser klugen, scharf beobachtenden Frau, die ihn unter den eigenthümlichsten Situationen allerdings am besten kennen zu lernen und am besten zu studiren Gelegenheit gehabt hat. Diejenigen, welche in den Aufzeichnungen der Frau von Racowitza eine sogenannte „pikante Lectüre" und recht viel Skandal zu finden hoffen, werden bitter enttäuscht werden. Das Buch ist durch und durch decent, mit feinem Takt, geistvoll und mit überraschender Correctheit geschrieben, dabei in der Anlage und Composition so geschickt und fertig, daß man nirgends die literarische Anfängerin erkennt. Man würde demnach dem Buche großes Unrecht zufügen, wenn man es zur sogenannten Skandalliteratur zählen wollte. Es ist ein literarisch und psychologisch werthvoller Beitrag zur Charakteristik eines der interessantesten Männer unserer Zeit.

Robert Prölß, Beiträge zur Geschichte des Hoftheaters in Dresden in actenmäßiger Darstellung. Lexikon-Format. XVI und 230 S. Erfurt, 1879, Fr. Bartholomäus.

„Die nachstehenden Mittheilungen sind theils als Ergänzungen meiner „Geschichte des Hoftheaters in Dresden" anzusehen, für die sich in dieser der entsprechende Raum nicht darbot, theils mögen sie zur Begründung verschiedener darin ausgesprochener Urtheile dienen." Beide Zwecke erfüllt das Buch in vollem Maße, es ist aber auch abgesehen von diesem Zusammenhange mit dem älteren, umfangreicheren Werke ein ebenso interessanter wie werthvoller Beitrag, nicht nur zur Geschichte des Dresdener Theaters, sondern mehr noch zur Psychologie des Schauspielers. In diesem Sinne sind ganz besonders die mitgetheilten Correspondenzen zwischen den verschiedenen Devrients (Wilhelmine Schröder-Devrient, Emil, Eduard und Karl) und den betreffenden Intendanten des Hoftheaters von unschätzbarer Bedeutung: sie sind ebenso lehrreich, wie ergötzlich und — abstoßend. Nicht minder interessant ist die auf wirklich abgedruckte Documente sich stützende Darlegung des Verhältnisses von Richard Wagner zum Hoftheater. Der Abschnitt „Aus der Verwaltung des Generaldirectors Wolf Adolph von Lüttichau. 1824—1862", ergänzt das Bild einer Persönlichkeit, welche in der Geschichte des „schauspielerischen Virtuosenthums" als schwankendes Charakterbild erscheint. Zu bedauern ist, daß dem Buche kein Register beigegeben ist; für das ungewöhnliche Format scheint eine innere Nothwendigkeit nicht vorgelegen zu haben. — Das Ganze ist eine sehr dankenswerthe Leistung.

Siegfried Samosch, italienische und französische Satiriker. (Boccaccio. Parini. Giuseppe Giusti. Paolo Ferrati. — Rateboeuf. Jean de Meung. Villion. Rabelais. — André Chénier. Henry Murger.) 8. 144 S. Berlin 1878, B. Behr's Buchhandlung.

In gewählter Form und auf eingehendster Kenntniß der italienischen und

französischen Literatur beruhende Studien über die auf dem Titel genannten literarischen Charaktere.

Briefe Goethe's an Sophie von La Roche und Bettina Brentano, nebst dichterischen Beilagen herausgegeben von G. von Loeper. 8. LI u. 214 S. Berlin 1879, W. Hertz. *M.* 6.

Der besondere Werth dieser Sammlung besteht in der ersten Veröffentlichung eines Briefes von Bettina an Goethe und von 14 Briefen desselben an Bettina. Doch der Vergleich der letzteren mit den von Bettina in dem „Briefwechsel mit einem Kinde" abgedruckten läßt die angeblich von Bettina begangenen Fälschungen der Goethe'schen Briefe in einem wesentlich anderen, milderen Lichte erscheinen. Bettina hatte freilich nicht den Wortlaut dieser Briefe, aber in der Hauptsache doch den Geist derselben wiedergegeben, so daß durch die Feststellung dieser Thatsache dem „Briefwechsel mit einem Kinde" eine viel größere literarische Bedeutung beizumessen, als bisher im Allgemeinen angenommen worden ist. Auch von dem Vorwurfe, Bettina habe Goethe'sche Sonette als eigene Dichtungen ausgegeben, reinigt der vorliegende Briefwechsel die merkwürdige Frau, indem er beweist, daß Goethe hier (wie auch in anderen erwiesenen Fällen) einzelne ihrer Briefe „in Gedichte übersetzt" habe. Zum ersten Male erscheint hier auch Goethe's Dichtung „des Künstlers Vergötterung" und seine „Uebersetzung des hohen Liedes." Die Arbeit des Herausgebers: die Herstellung der Chronologie der Briefe, deren Erläuterung in ihren Beziehungen auf Personen und Dinge, die Charakteristik von Sophie Laroche und die Erörterung der Beziehungen Bettina's zu Goethe, ist mustergiltig wie Alles, was der hochverdiente Herausgeber auf dem Gebiete der Goetheforschung geleistet hat. Die Ausstattung ist nobel.

Portraitkatalog. Verzeichniß einer reichhaltigen Sammlung von ungefähr 3000 seltenen und schönen Portraits zur Geschichte der Literatur, der Musik und des Theaters, welche von E. H. Schröders Kunsthandlung in Berlin zum Verkauf gebracht werden. (Portraitkatalog 5. Heft.) Ausgegeben am 1. Mai 1879. 8. 62 S. *M.* — 50.

Conrad Kraus, das Eckhaus an der Albanskirche. Eine historische Erzählung aus den letzten Tagen von Kur-Mainz. 8. III u. 242 S. mit 30 Original-Illustrationen von Wilh. Ohaus, in Holz geschnitten von Emil Singer. Mainz, 1879, Fr. Kirchheim.

Die Zeit Friedrich Karls, des letzten Kurfürsten von Mainz, bietet dieser spannenden und an psychologischem Detail reichen Erzählung den historischen Untergrund. Das lebhafte culturgeschichtliche Localcolorit verleiht dem Buche einen eigenthümlichen Reiz, stark genug, um dem Leser über gewisse Seiten hinwegzuhelfen, deren dichterische Wirkung durch den kirchlichen Standpunkt des Verfassers unnöthigerweise beeinträchtigt wird. Daß „das Eckhaus an der Albanskirche" durch die glückliche Sicherheit, mit der der Verfasser nicht nur den Localton getroffen hat, von den Aeußerungen eines localen Patriotismus begleitet ist, erscheint selbstverständlich und vervollständigt noch mehr die Aehnlichkeit zwischen den dichterischen Erscheinungen des Verfassers und Franz Trautmanns, des Bayern. Diese Hervorhebung soll dem vorliegenden Buche ein ernstgemeintes Lob bedeuten.

Fr. Kreyssig, Geschichte der französischen Nationalliteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit, für die oberen Klassen höherer Lehranstalten sowie zum Selbstunterricht. 5. Auflage, vielfach verbessert und vermehrt unter Mitwirkung von F. Lamprecht. 8. XII u. 410 S. Berlin 1879, Nicolai. *M.* 6.

Johs. Scherr, 1870—1871. Vier Bücher deutscher Geschichte. 2. Band. (Drittes Buch: Straßburg. — Metz. — Paris. Viertes Buch: Orleans. — Belfort. — Versailles. 8. 444 S. Leipzig 1879, O. Wigand.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Brandenburgische
Landes- u. Hochschulbibliothek
Potsdam